

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege

Autor(en): **Frei-Heitz, Brigitte / Billerbeck, Markus / Niederberger, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **73 (2008)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Brigitte Frei-Heitz, Kantonale Denkmalpflegerin
Markus Billerbeck, Ortsbildpfleger
Walter Niederberger, Denkmalpfleger-Stellvertreter
Claudio Affolter, Bauinventarisiertor BIB
Johanna Strübin, Kunst- und Architekturhistorikerin
Simone Moser von Allmen, Kunsthistorikerin
Dorothea Schwinn Schürmann, Kunsthistorikerin

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege

1. Arbeitsschwerpunkte

Ein gewichtiger Schwerpunkt unserer Arbeit im Jahr 2007 war die Fertigstellung der Sanierung von Schloss Birseck. Nach rund acht Jahren konnte im Juni 2007 die Schlossanlage wieder für die Bevölkerung geöffnet werden. Mit dem Abschluss dieser Arbeit liegen nun auch umfangreiche Berichte zur 800-jährigen Baugeschichte vor. Es ist vorgesehen, im kommenden Jahr einen Kunstführer über Schloss Birseck zu verfassen. Die Kantonale Denkmalpflege hat für rund 100 Objekte eine fachliche Beratung und/oder eine finanzielle Unterstützung im Jahr 2007 geleistet.

Einige Beispiele seien stellvertretend erwähnt: Eine besondere Herausforderung war die Sanierung des undichten Daches der Bruder Klaus Kirche in Birsfelden. Die im Jahre 1959 nach Plänen von Hermann Baur errichtete Kirche wies infolge eines Konstruktionsfehlers an mehreren Stellen der Deckenbinder Faulstellen auf. Es stellte sich die Aufgabe, die Konstruktionschwäche fachgerecht zu beheben unter gleichzeitiger Wahrung der stilprägenden Architekturelemente. Eine spezielle Lösung war für die Sanierung der «herrenlosen» Steinbrücke bei Bütschen in Reigoldswil zu finden. Dank viel Wohlwollen von Privaten und Behörden und

dank einem Arbeitseinsatz des Steinmetz- und Bildhauerverbands Nordwestschweiz konnte die historische Verkehrsbrücke gerettet werden. Im Bestreben, die Energiebilanz zu verbessern, sind an mehreren Objekten Fenstersanierungen durchgeführt worden. Dabei konnten die teilweise aus der Bauzeit stammenden Originalfenster beibehalten und mit einer Aufdoppelung respektive mit dem Einbau eines festen Vorfensters ergänzt werden. Mehrere Gemeinden haben sich mit dem Anliegen der Restaurierung der ortsbildprägenden und typischen Dorf- und Kirchhofbrunnen an die Kantonale Denkmalpflege gewendet. Die Brunnenanlagen, oft über hundertjährig, zeigten Schäden als Folge von Witterungseinflüssen. Eine zurückhaltende Sicherung der Substanz oder ein teilweiser Ersatz von stark beschädigten Teilen war angezeigt. Mit der Renovation des mächtigen Hauptportals der Domkirche in Arlesheim sind nun alle Eichenportale aus dem Jahre 1762 wieder in Stand gestellt. Die sorgfältige Untersuchung der Portalteile und der Beschläge ergab eindeutige Hinweise auf eine bis dato unbekannte Veränderung des Fussbodenniveaus im Kircheninnern. Das Beispiel zeigt eindrücklich, dass oft Bauteile die einzigen Zeugen für bauliche Veränderungen sind. So gilt es auch weiterhin für die praktische denk-



Abb. 1.1: Arlesheim, Domkirche Hauptportal: Die Spuren des originalen Rahmendekors sind wieder sichtbar.



Abb. 1.2: Muttenz, St. Arbogast. Die Gewölbeflächen des Vorchores sind gereinigt. Deutliche Differenzen werden retuschiert. (Foto: Stefan Buess, Restaurator, Gelterkinden)

malpflegerische Arbeit, bauliche Veränderungen an einem Objekt nicht nur in den Akten, sondern auch am Objekt selber zu dokumentieren. Das ehemalige Pfarrhaus am Fusse der Burgruine Münchenstein, erbaut auf einem Felsvorsprung, ist renoviert worden. Der feinkörnige Putz kontrastiert mit dem Felsen und bietet einen wohlgefälligen Eindruck am Eingang des alten Dorfkerns. Ebenso sind die Fassaden der Pfarrhäuser in Läuelfingen, Diegten und Ziefen renoviert worden. Die Reinigung der stark verschmutzten Fresken in der St. Arbogast Kirche von Muttenz erforderte umfangreiche bauphysikalische Abklärungen. Die starke Verschmutzung

ist eine Folge der um 1973 aufgetragenen Kunstharze. Da das Kunstharz sich mit den Malschichten verbunden hatte, konnte nur eine oberflächliche Reinigung durchgeführt werden. Ein Monitoring der ETH Zürich wird nun die Folgen dieser Reinigung sowie das Verhalten der Kunstharze weiterhin beobachten. Ein stiller «Nutzniesser» unserer Arbeit sei zum Schluss erwähnt: Das Grabmal des Ehepaars Birmann im Kirchhof Kilchberg ist gereinigt und der Schriftzug wieder eingefärbt worden. Birmann war der erste Ständeratspräsident des Baselbiets und hatte sich vor allem als Armeninspektor weit über die Kantonsgrenzen einen Namen gemacht.

2. Unterschutzstellungen

Der Regierungsrat hat nach der Zustimmung der Eigentümerschaft und der Standortgemeinde folgende Objekte in das kantonale Inventar der geschützten Kulturdenkmäler aufgenommen:

Kilchberg, Hauptstrasse 27, ehem. Bauernhaus

Laufen, Lochbruggstrasse 37, Spitalkapelle St. Josef
 Laufen, Amtshausgasse 1, Untertor
 Ziefen, Hauptstrasse 154, Neuhaus

3. Verschiedene Nachrichten

Am 1. Juli 2007 hat Jörg Krähenbühl als neu gewählter Regierungsrat seine Arbeit als Baudirektor in der Bau- und Umweltschutzdirektion aufgenommen. Mit dem Wechsel haben sowohl die Kantonale Denkmalpflege wie auch die Kantonale Denkmal- und Heimatschutzkommission, welche den Regierungsrat berät, einen neuen Vorsteher erhalten.

Im Oktober 2007 ist Dr. Hans-Rudolf Heyer nach langjähriger Krankheit verstorben. Heyer trat 1969 als erster kantonaler Denkmalpfleger sein Amt an. In dieser Funktion hatte er sowohl die dringend anstehenden Unterschutzstellungen beantragt als auch Grundlagenforschung zur Baselbieter Kultur- und Baugeschichte betrieben. Mit grossem Engagement war er bei der Erarbeitung des kantonalen Denkmal- und Heimatschutzgesetzes dabei. Das seit 1993 gültige Gesetz bildet bis heute eine solide und praktikable Grundlage für die Arbeit der

Denkmal- und Ortsbildpflege. Weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt wurde Heyer durch seine Arbeiten im Bereich der Gartendenkmalpflege und Gartengeschichte. Bereits 1969 hat er im 1. Band der Kunstdenkmäler über den Bezirk Arlesheim ausführlich den Landschaftsgarten Ermitage beschrieben. Mit diesem wissenschaftlichen Interesse an der Gartenkultur blieb er lange ein Einzelkämpfer. Schon 1980 erscheint sein Werk zur schweizerischen Gartengeschichte, eine breit gefasste Gesamtschau, die bis heute ihre Gültigkeit hat.

Im November 2007 haben Dr. Sabine Sommerer und PD Dr. Axel Gampp ihre Arbeit als Autoren des Kunstdenkmälerbandes Bezirk Waldenburg aufgenommen. Die beiden Kunsthistoriker werden in den folgenden Monaten gemeindeweise die Manuskripte erstellen. Damit kann die zeitweilig sistierte wissenschaftliche Arbeit wieder aufgenommen werden.

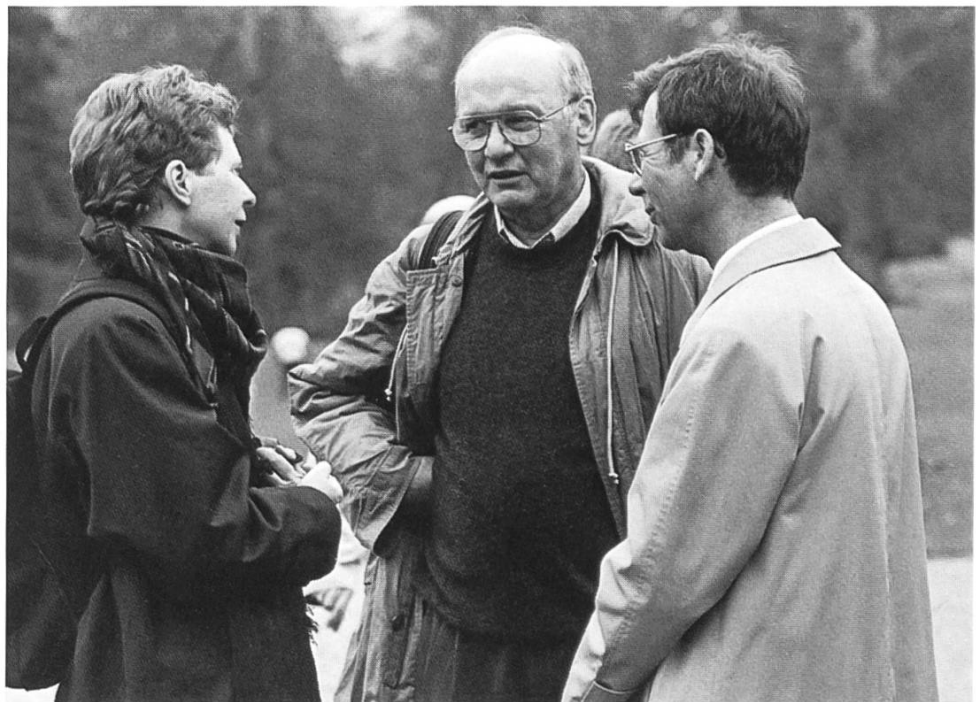


Abb. 3.1: Weimar, Jahrestagung des Arbeitskreises Historische Gärten 1994: Hans-Rudolf Heyer im Gespräch mit Gartenfachleuten.

Der Band zum Bezirk Waldenburg ist der vierte Band unseres Kantons. Für den Kanton Basel-Landschaft sind fünf Bände vorgesehen, wobei die Bezirke Arlesheim, Liestal und Sissach von Dr. Heyer bereits abgeschlossen und publiziert sind.

Der Abbruch des Bahnwärterhäuschens von Lausen

Das Bahnwärterhäuschen von Lausen ist bzw. war das schönste Bahnwärterhäuschen des ganzen Baselbiets. Dies teilte die Kantonale Denkmalpflege den SBB als damalige Eigentümerin mit und schlug vor, die drei Bahnwärterhäuschen in Lausen, Itingen, und Sissach als Einzelobjekte, aber auch als Streckendenkmal unter kantonalen Denkmalschutz zu stellen. Damit war das öffentliche Interesse am Erhalt des Bahnwärterhäuschens von Lausen den SBB offiziell bekannt. Aufgrund der Selbstbindung der SBB als selbständiger Bundesbetrieb an das schweizerische Natur- und Heimatschutzgesetz (NHG) wäre nun ein Abbruch ohne bahntechnische Begründung nicht mehr möglich gewesen. Den SBB war allerdings bekannt, dass die Gemeinde Lausen das Bahnwärterhäuschen abbrechen wollte. Zudem brauchten die SBB Land von der Gemeinde für ihr Projekt der Kurvenstreckung und des neuen Bahnhofs im Ortszentrum. Darum traten die SBB das Bahnwärterhäuschen in einem Landabtausch an die Gemeinde ab und vergassen, ob vorsätzlich oder dummerweise sei dahingestellt, im Tauschvertrag die Auflage aufzunehmen, dass das Bahnwärterhäuschen erhalten bleiben muss. Die Gemeinde ihrerseits ist nicht in demselben Masse an das NHG gebunden. Auch der Gemeinde war seit Jahren bekannt, dass die Kantonale Denkmalpflege das Bahnwärterhäuschen



Abb. 3.2: Lausen, das inzwischen abgebrochene Bahnwärterhäuschen.

chen unter Denkmalschutz stellen wollte. Entsprechend wurden Verhandlungen geführt. Die Kantonale Denkmalpflege konnte der Gemeinde einen kompetenten Interessenten präsentieren, der das Bahnwärterhäuschen entweder mieten, kaufen oder im Baurecht übernehmen wollte. Die Gemeinde wollte das Bahnwärterhäuschen aber unbedingt abbrechen, um einen leeren Bahnhofplatz Süd zu erhalten. Auch eine von der Kantonalen Denkmalpflege in Auftrag gegebene Studie, die eine Nutzung als Kiosk auf dem neuen Bahnhofplatz visualisierte und so eine mögliche Nutzung für das Bahnwärterhäuschen aufzeigte, vermochte die Gemeinde nicht zum Umdenken zu bewegen. Den endgültigen Beschluss des Gemeinderats, das Bahnwärterhäuschen abzubauen, schickte die Gemeinde mit B-Post und nutzte die Zeit, in der der Brief unterwegs war, um das schönste Bahnwärterhäuschen des Baselbiets am 24. September 2007 abzubauen.

4. Vorgärten im Wandel

Der Strassenraum – ein öffentlicher Raum

Der Strassenraum in den Baselbieter Dörfern weist eine grosse Formenvielfalt auf. Je nach Charakter und sozialer Struktur der einzelnen Dorfeinheiten reichen sie in ihrer historischen Anlage von Plätzen und Strassenalleen über kleine, den Bauernhäusern vorgelagerte Pflanzgärten bis hin zu üppig bepflanzen und sorgfältig gestalteten Vorgärten der Villen und Landhäuser. Es sind wichtige Bereiche für die Urbanität und die Wohnqualität in unseren Dörfern und Städten. Obwohl viele Strassenzüge noch in ihrer ursprünglichen Form und Schönheit erhalten sind, gefährden unsensible Umbauten oder Strassensanierungen der jüngeren Vergangenheit dieses wertvolle Erbe.¹ Auch die vom öffentlichen Raum aus weniger erlebbaren Vorhöfe, geschlossenen Vorgärten und umfunktionierten Miststöcke stellen ein hohes Gestaltungspotenzial dar. Jedoch beansprucht der Verkehr einen grossen Teil des Strassenraums: Grosszügige Trottoirs mit Fahrstreifen werden ausgebaut und der ruhende Verkehr gefährdet den gewachsenen Baum- und Heckenbestand. So werden Vorgärten zu Parkplätzen umfunktioniert, weil es die grosse Nutzungsdichte erfordert. Die heutige Dynamik von Mobilität und dem damit verbundenen häufigen Wohnungswechsel beschleunigt zusätzlich den Wechsel und die Intensivierung von Nutzungsansprüchen an die wohnungsnahen Freiräume.² Mit diesem beschleunigten Nutzungswechsel erhält die Notwendigkeit einer befriedigenden Gestaltung der wohnungsnahen Bereiche und Freiräume, insbesondere der Vorgarten- und Vorplatzbereich, eine besondere Bedeutung.



Abb. 4.1: Historische Luftaufnahme der Dorfstrasse in Itingen.



Abb. 4.2: Historische Aufnahme der Oberdorfstrasse in Wittinsburg.

Der Hausvorplatz – ein halböffentlicher Raum

Die Vorplätze spielen im Orts- und Strassenbild eine wichtige Rolle. Sie gehören zum Gebäude und widerspiegeln die Nutzungen des Gebäudes. Im Baselbiet waren dies oft geschlossene Nutz- und Pflanzgärten, die von einem auf Steinsockeln stehenden schmiedeisernen Zaun eingefasst waren. Vor dem Ökonomiegebäude lagen der Umschlagplatz und vor der Remise der Wagenpark auf freier Mergelfläche. Vor dem Stall stand der Miststock. Das historisch gewachsene Zusammenspiel von Gebautem und Gepflanztem verleiht dem Vorplatzbereich noch heute

eine hohe Nutzungsflexibilität. Dabei bestimmt die Grösse der Vorgarten- und der Vorplatzfläche den Gestaltungsspielraum, der für eine allfällige Neugestaltung zur Verfügung steht. Aus diesem Grund ist es die Aufgabe der Ortsplanung, vorgängig eine Typisierung der Vorplätze und der Vorgärten nach ihrer Grösse und ihrer Lage vorzunehmen. Obwohl der private Autoabstellplatz bei der Neugestaltung immer mehr an Bedeutung gewinnt, soll es doch das Ziel sein, die Hälfte der Fläche als Grünraum zu erhalten. Die Vorplätze und die Vorgärten tragen in besonderem Mass zur Verzahnung im Strassenraum bei und bilden so den unverwechselbaren Charakter einer Dorfstrasse.

Mit dem Einsatz einer sogenannten Verzahnung oder Kammerung der Strassenräume können die optische Verbreiterung der Strassenfläche und die Gleichmässigkeit des Strassenraums verhindert werden. Die Kammerung ist verantwortlich für die Teilung des Strassenraums in der Längsrichtung und in Strassenabschnitte, die sich auf vorhandene Gegebenheiten des Ortsgrundrisses stützen. Die Kammerung hat im Baselbiet eine grosse Tradition und ihr kommt insbesondere in ländlichen Gebieten eine hohe Bedeutung zu. Die Verzahnung ist die Auflösung der Gleichmässigkeit des Strassenraums durch abwechselnde Querschnittsgestaltung der an die Fahrbahn angrenzenden Vorgärten. Eine gesteigerte Verzahnung wird erreicht, wenn dreidimensionale Elemente in den Strassenraum eindringen – zum Beispiel mit Zäunen, Hecken- und Baumpflanzungen.

Der Vorgarten – ein halbprivater Raum

Oft gehen wir durch ein Quartier oder ein Dorf und fragen uns, warum die Strassen einen angenehm vertrauten Eindruck hinterlassen. Sind es die Häuserzeilen oder



Abb. 4.3: Historische Aufnahme der Mühlegasse in Ormalingen.

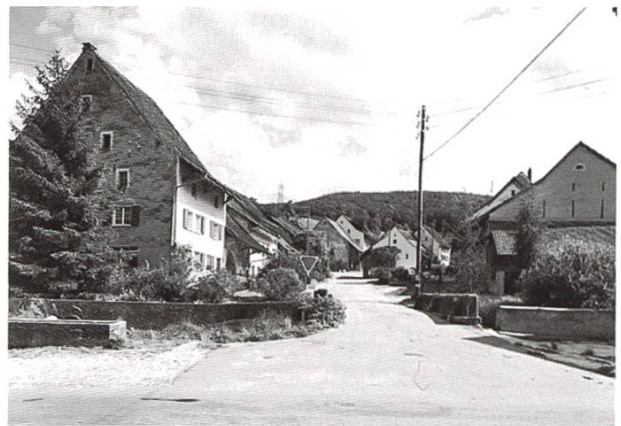


Abb. 4.4: Historische Ansicht der Kirchgasse in Ziefen, aus der Sicht der Hinteren Frenke.



Abb. 4.5: Vorgarten am Kirchrain in Gelterkinden.



Abb. 4.6: Pflanzgarten mit Steinmauern an der Schulstrasse in Gelterkinden.



Abb. 4.7: Vorplatz mit Einfriedigung am Dorfplatz in Gelterkinden.



Abb. 4.8: Vorgarten beim «Doktorhaus» beim Dorfplatz in Gelterkinden.

die Vorgärten, welche das schöne Strassenbild prägen? Nun, die Gefahr ist gross, dass die Strassenräume auf eine nostalgische Kulisse von gepflegten Vorgärten reduziert werden. Bewusst oder unbewusst reagieren wir jedoch auf die Ausstrahlung eines Vorgartens; erleben wir dabei Wohlbefinden, Gleichgültigkeit oder gar Befremdung? Wollen uns die Bewohner damit zeigen, ob wir erwünscht oder unerwünscht sind? Der Vorgarten ist unser unmittelbarer Lebensraum und berührt Aspekte wie Vertrautheit mit der Umgebung und Identifikation mit dem Wohnort. Aus der Sicht der Ortsbildpflege gehört der Vorgarten mit zur Gestaltung des Strassenraums und sollte deshalb auch gewissen ortstypischen Anforderungen genügen. Die Gestaltung des Vorgartens ist deshalb eine übergeordnete Aufgabe, die nicht alleine den privaten Benutzern zugute kommt, sondern auch der Allgemeinheit dient. Diese Bereiche stehen jedoch zum grössten Teil im Eigentum der betroffenen Liegenschaftsbesitzer, und diese lassen sich ungern in ihre Gartengestaltung dreinreden.

Die Einfriedigung

Der Vorgarten ist ein abgegrenzter Raum. Deshalb ist die Einfriedigung von besonderer Bedeutung. Seit dem 19. Jahrhundert gehört der Staketenzaun zum typischen Erscheinungsbild. Er ist Schmuckelement und wird heute zugleich als Sichtschutz verwendet. Traditionell waren die Gartenzäune überwiegend aus Schmiedeeisen mit unterschiedlichen Zierelementen gefertigt und auf steinerne Sockel gestellt. Es empfiehlt sich in jedem Fall, den Zaun in seiner ursprünglichen Form wieder aufzubauen. Entschliesst man sich für eine modernere Formensprache, so sollte der Zaun mindestens auf einen Sockel gestellt werden. Der Zaun kann auch



Abb. 4.9: Vorplatzgestaltung an der Schönenbuchstrasse 3 in Allschwil.



Abb. 4.10: Vorgartensanierung an der Mittleren Gasse in Wenslingen.



Abb. 4.11: Platzsanierung vor Ökonomiegebäude an der Hauptstrasse in Pratteln.

begrünt werden. In Ausnahmefällen kann sogar eine geschnittene Hecke den Zaun ersetzen. Aus Sicht der Ortsbildpflege gehört zur Vollständigkeit eines Vorgartens eine Abgrenzung in jedem Fall dazu. Zu vermeiden sind Einfriedigungen mit Elementsteinen, Kalksteinmauern oder Lärm- und Sichtschutzwänden.

Die Bepflanzung

Hecken, Sträucher und Stauden können das Strassenbild wesentlich beeinflussen. Die Bepflanzung richtet sich nach der Grösse der Vorgartenfläche. Ursprünglich wurde häufig hinter dem Zaun eine Hecke gezogen, die insbesondere für kleinräumige Anlagen den Sichtschutz und die notwendige Abgeschlossenheit brachte. Der abgehende Miststock wurde als Pflanzbecken benutzt. Der Vorzeigegarten wurde in ornamentaler Weise angelegt in streng geometrischen Formen mit Buchshecken, hochstämmigen Rosen- und Kräuterbeeten in verschiedensten Farben und Gerüchen. Der Anteil an Pflanzengrün in Vorgärten ist heute sehr unterschiedlich. Oft werden die Vorgärten infolge des vermeintlich hohen Pflegeaufwandes aufgehoben und mit einem geteerten Belag versehen. In den letzten Jahren sind aus diesen Überlegungen heraus auch sogenannte Steingärten entstanden. Dieser Gartentyp gehört nicht in unsere Kulturlandschaft. Zudem vergrauen die Steine im Laufe der Jahre und geben einen ungepflegten Eindruck. Solche Vorgärten haben ihren Wert als Aufenthaltsort im Freien verloren.

Grundsätze

Der Vorgarten ist ein wesentliches Element des Strassenraums. Er bildet eine Übergangszone zwischen Strasse und Gebäude, zwischen öffentlichem und pri-

vatem Raum. Je vielfältiger diese Übergangszone mit Vorplatz und Vorgarten gestaltet ist, desto lebendiger und unverwechselbarer wird der Strassenraum.

Die geforderte Vielfalt ist jedoch nicht zu verwechseln mit einer Vielfalt der eingesetzten Materialien und Pflanzen. Hier gilt es eine gewisse Einheitlichkeit zu wahren: Traditionelle Beläge wie Mergel sind Schwarzbelägen vorzuziehen. Wenige, standortgerechte Pflanzenarten verschaffen sich mehr Geltung als eine Vielzahl exotischer Stauden und Sträucher.

Bepflanzte Vorgärten sind vermeintlich pflegeleichten Steingärten vorzuziehen. Der eigentliche Vorgarten soll mit einem Zaun eingefasst und mit Sträuchern und Hecken dekorativ bepflanzt werden.

Auf eine Versiegelung der Oberflächen auf dem Vorplatz ist zu verzichten; wo immer möglich sollen Flächen entsiegelt und ortsübliche Bodenbeläge eingesetzt werden. Grundsätzlich sind Vorplätze und Vorgärten halböffentliche Räume, wo Vorlieben und der persönliche Geschmack etwas zurücktreten müssen.

5. Die Sanierung der herrenlosen Bütschenbrücke

Einleitung

Über längere Zeit war das Schicksal der Bütschenbrücke bei Reigoldswil aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts ungewiss. Der Eigentümer des Hofguts Gorisen, Herr Preiswerk, hatte schon Ende der 1980er Jahre auf den dringenden Sanierungsbedarf hingewiesen. In wessen Eigentum die Brücke stand, liess sich aber nicht bestimmen, so dass auch keine Bauherrschaft und somit kein Geldgeber für eine Sanierung vorhanden war. Nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, genügend Geld für die Sanierung der Bütschenbrücke zu sammeln, ergab sich im Frühjahr 2007 überraschend eine Lösung. Der Steinmetz- und Bildhauerverband Nordwestschweiz wollte zu seiner Verbandsgründung etwas Besonderes leisten und wandte sich an die Kantonale Denkmalpflege. Der Vorschlag, die fast 200 Jahre alte Bütschenbrücke zu sanieren und den lange fehlenden Betrag in Form von Fronarbeit zu übernehmen, wurde sehr positiv aufgenommen; mit

den Vorbereitungen konnte sofort begonnen werden.

Konstruktion

Im Kanton Basel-Landschaft existieren noch drei historische Brücken aus Werkstein mit einer besonderen Konstruktionsart: zwei kurze, seitlich angefügte, diagonal angeordnete Segmentbögen führen jeweils vom Brückenkörper an



Abb. 5.1: Die Bütschenbrücke bei Reigoldswil vor der Sanierung.



Abb. 5.2: Der bergseitige Seitenbogen vor der Sanierung.

die Ufermauern. Diese Brücken des frühen 19. Jahrhunderts sind jeweils auch wesentlich breiter, als für die eigentliche Fahrbahn nötig gewesen wäre. Durch diese beiden Massnahmen lassen sie sich diagonal befahren. Die Strasse konnte so am Ufer entlang geführt werden und musste für die Brückenauffahrt nicht in einem Bogen ins Fruchtländchen ausweichen. In Reigoldswil, nahe der Gemeindegrenze zu Ziefen, führt die wohl eleganteste Brücke dieser Konstruktionsart in einem sehr flachen Bogen bei Bütschen über die Hintere Frenke. Brücken derselben Konstruktionsart befinden sich nur noch in Läuelfingen bei der unteren Mühle und in Rothenfluh bei der Sagi (im Volksmund «Römerbrücke» genannt).³ Eine Brücke, die statt seitlichen Bögen Kragplatten aufweist, die ebenfalls dem diagonalen Befahren dienen, führt in Gelterkinden an der Rünenbergerstrasse über den Eibach.⁴ Die Brücke in Reigoldswil ist 6,26 m breit und überspannt die Hintere Frenke nicht rechtwinklig, sondern in einem deutlich schrägen Winkel ($78,5^\circ$) mit einem zwischen 5,85 m und 5,92 m weiten, korbformen Gewölbe. Im Scheitel beträgt die Konstruktionshöhe durchschnittlich ca. 50 cm. Die Seiten-

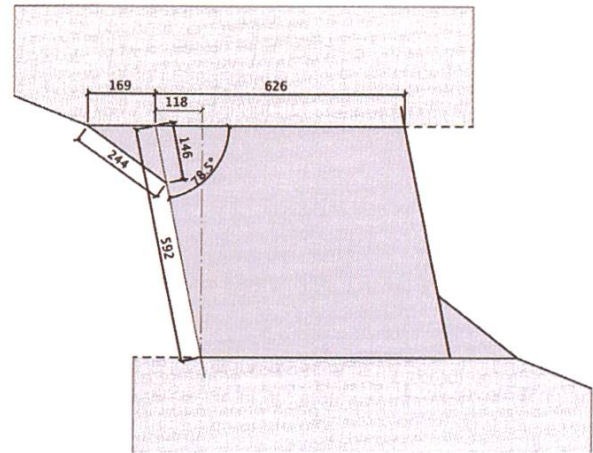


Abb. 5.3: Konstruktionschema der Bütschenbrücke, Aufsicht.

bögen haben äussere Längen von 2,50 m bzw. 2,44 m. Sie setzen – gleich wie in Rothenfluh – einige Zentimeter oberhalb des Hauptbogens an. In Läuelfingen beginnen die Seitenbögen direkt am Hauptbogen. Ohne diese seitlichen Bögen und der Schrägstellung hätte die Brücke theoretisch um 4,50 m breiter sein müssen, um die gleiche diagonale Art der Befahrung zu ermöglichen. Die Bütschenbrücke ist aus plattigen, sehr unregelmässig behauenen, quer zur Fahrriichtung verlegten, lokalen Steinen – wohl aus einem Steinbruch in Reigoldswil – errichtet worden. Nur die Steine der beiden Bogenaussen-seiten sind exakt behauen. Hier wechseln sich Binder und Läufer ab. Die nach oben breiter werdenden Fugen zwischen den Gewölbesteinen waren mit kleineren Keilsteinen und mit feinem Material aufgefüllt. Ob die Werksteine trocken oder mit Mörtel vermauert waren, liess sich bei der Sanierung von 2007 nicht endgültig nachweisen, da eventuell vorhandener Mörtel im Laufe der fast 200 Jahre völlig ausgewaschen worden wäre. Helle, sandige Reste in den Fugen deuten jedoch stark darauf hin, dass die Steine mit Sumpfkalkmörtel versetzt worden waren. Die Brücke hatte wohl nie einen

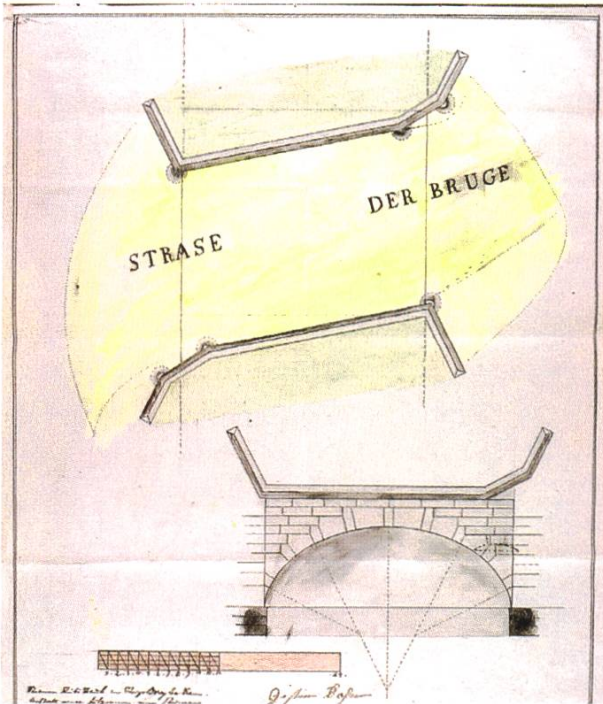


Abb. 5.4: Der Projektplan von 1821.

speziellen Fahrbelag wie eine Kopfsteinpflasterung⁵, sondern war im Fahrbereich nur mit Mergel bedeckt. Für eine frühere eventuell vorhandene Brüstung, wie sie aufgrund des Projektplans vermutet werden könnte, gibt es keine Hinweise. Die Stelle, an der die Brücke steht, wurde wohl nicht durch den Strassenverlauf bestimmt, sondern weil hier der Fels nahe an der Oberfläche liegt und Widerlager einfach abzustützen waren.

Geschichte

Die Bütschenbrücke oder «Sternenrüti-Brücke»⁶, wie sie früher nach einer heute nicht mehr gebräuchlichen Bezeichnung für ein Gebiet gleich südlich der Brücke⁷ hiess, gehört zur alten Strasse durch das Tal der Hinteren Frenke von Ziefen nach Reigoldswil⁸. Ihr Querschnitt wurde im Sommer 2000 auch ca. 270 m südlich im Graben der Gas-Transitleitung durch die Kantonsarchäologie nachgewiesen⁹. Entstanden ist die Bütschenbrücke aber nicht

gleichzeitig mit dem Strassenbau, der zwischen 1771 und 1780 erfolgte, sondern erst ein halbes Jahrhundert später. Aufgrund eines mit 1821 datierten Projektplans, der im Staatsarchiv BL aufbewahrt wird¹⁰, muss die Bütschenbrücke kurz danach errichtet worden sein. Laut dem Text auf dem Plan ersetzte sie eine hölzerne Brücke. Der Text unter dem Plan lautet: *Sternen Rüti Bruck im Reigoldswyler Bann. / Anstatt einer hölzernen eine steinerne / Zu machen im März 1821 projectiert / Gisin Sohn*

Eine Bauzeit kurz nach 1821 stimmt sehr gut mit der nächsten Brücke an der alten Talstrasse Richtung Reigoldswil überein. Die Wührebrücke, 1,3 km südlich der Bütschenbrücke an der Abzweigung zur Seewenstrasse, zeigt in einem Schlussstein die Jahreszahl 1824. Die Strasse über die Bütschenbrücke war auch nach der Kantonstrennung von 1833 anfänglich die einzige Strassenverbindung von Ziefen nach Reigoldswil (Karte von Jakob Adam, 1853). Erst 1857/58 wurde die Strasse auf die andere Talseite in die heutige Lage verlegt. Damit geriet die Bütschenbrücke beinahe in Vergessenheit und wurde nur noch von den Betreibern des Hofguts Gorisen benutzt. Durch starke Belastungen im 20. Jahrhundert – wohl u.a. bei militärischen Übungen – wurde die Brücke deformiert und in ihrer Stabilität gefährdet. Ein Betonpfropfen sicherte seit ca. 50 Jahren ein Loch in der Unterseite. Die Brücke musste dringend saniert werden. Der Sanierungsbedarf war auch durch einen Experten nachgewiesen.¹¹

Würdigung

Die Bütschenbrücke ist wegen ihrer speziellen Konstruktionsart ein Zeuge einer ingenieurtechnischen und handwerklichen Leistung der Erbauungszeit. Sie ist aber auch ein historischer Zeuge für

das Strassenbauprogramm auf dem Höhepunkt der Posamenterei und des Verlagswesens. Die Bütschenbrücke war für die Entwicklung und Erschliessung eines ganzen Tals von grosser wirtschaftlicher Bedeutung. Sie besitzt Seltenheitswert, denn es handelt sich um eine der frühen in Stein erbauten Bachübergänge im Kanton, von denen nur noch wenige erhalten sind. Vor dem Bau der steinernen Brücke zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es meist nur einfache Holzstege oder Furten zur Über- bzw. Durchquerung der Bäche. Diese historische Bedeutung und die besondere Konstruktionsart begründen die Schutzwürdigkeit der Bütschenbrücke.

Eigentum

Erstaunlicherweise liess sich kein Eigentümer der Brücke finden. Alle diesbezüglichen Abklärungen bei verschiedenen kantonalen Stellen und bei der Gemeinde Reigoldswil blieben erfolglos. Der Bach und sechs Meter des westlichen Ufers gehören heute dem Kanton (Parzelle 813). Die rechtsufrige Zufahrtsstrasse gehört ab der Gemeindegrenze der Einwohnergemeinde Reigoldswil (Parzelle 1124). Nutzer der Brücke sind die Betreiber des Hofes Gorisen. Auch die Gemeinde Reigoldswil ist als Nutzer zu betrachten, weil ein Wanderweg über die Brücke führt. Da das linke Ufer oberhalb der Brücke dem Kanton gehört, ist auch er wegen des Unterhalts dieser Parzelle als Nutzer der Brücke zu betrachten. Die ursprüngliche Bauherrschaft ist nicht bekannt. Es handelte sich am ehesten um die Stadt Basel, die sie auf Bitten der Gemeinde Reigoldswil bauen liess.¹² Vermutlich ging dann im Zusammenhang mit der Kantonsgründung und der Verlegung der Strasse auf die andere Talseite das Eigentum an der Brücke vergessen, bzw. es wurde nie genau festgehalten, so dass sich heute kein

Besitzer ausmachen lässt. In den Teilungsakten zwischen der Stadt Basel und der Landschaft tauchen weder die Strasse zwischen Ziefen und Reigoldswil noch die Bütschenbrücke auf. Der neu gegründete Kanton Basel-Landschaft hat erst 1867 das Eigentum an den Strassen per Gesetz geregelt und sich dabei u.a. zum Eigentümer der Strasse zwischen Ziefen und Reigoldswil erklärt. Damals verlief die Strasse nach Reigoldswil aber bereits auf der anderen Talseite und tangierte die Bütschenbrücke nicht mehr. Die neue Talstrasse wurde 1857 auf Veranlassung der Gemeinde erbaut; der neue Kanton leistete nur eine Subvention an den Strassenbau, d.h. 1857 sah er sich nicht als Besitzer der alten Strasse und damit auch nicht der Bütschenbrücke. Auch in den Akten im Staatsarchiv zum Unterhalt und zur Subvention von Neubauten oder Reparaturen von Strassen oder Wasserwuhren und Brücken findet sich kein Hinweis auf die Bütschenbrücke noch auf ihren Eigentümer. Offenbar war die Brücke so stabil gebaut, dass sie im 19. Jahrhundert keinen nennenswerten Unterhalt benötigte.¹³

Sponsoren

Ohne Eigentümer konnte eine Sanierung nur ins Auge gefasst werden, wenn genügend Spender gefunden würden, die zusammen die gesamte Bausumme aufbringen könnten. Dank der Bereitschaft vieler Sponsoren, einen Beitrag an die Rettung der Bütschenbrücke zu leisten, war zwar ein ansehnlicher Betrag gesammelt worden, doch die von einem in denkmalpflegerischen Sanierungsarbeiten erfahrenen Bauunternehmer geschätzte Bausumme von CHF 170 000.– war noch nicht erreicht. Erst das Angebot des Anfang 2006 gegründeten Steinmetz- und Bildhauerverbands Nordwestschweiz, den fehlen-

den Betrag als Fronarbeit zu leisten und gleichzeitig das Risiko einer Kostenüberschreitung zu tragen, ermöglichte den Baustart. Die Gemeinde Reigoldswil war zudem bereit, die Rolle der Bauherrschaft zu übernehmen. Namentlich Pro Patria trug allein fast ein Viertel der Gesamtkosten. Weitere Sponsoren waren die Gemeinde Reigoldswil, die Bürgergemeinde Ziefen – die Ziefner begehnen die Brücke am Banntag – sowie der Verein für Heimatpflege, Ziefen, der Baselbieter Heimatschutz, Hans Preiswerk, Gorisen, Reigoldswil, Sutter Ingenieur- und Planungsbüro AG, Arboldswil, Familie Willy und Vreni Weber-Thommen, Gelterkinden, Elektro Degen AG, Bubendorf, Elektra Reigoldswil, der Verkehrs- und Verschönerungsverein Reigoldswil und die Basellandschaftliche Gebäudeversicherung. Schliesslich unterstützten die Kantonale Denkmalpflege und der Bund die Sanierung mit grossen Beiträgen. Mit der nun abgeschlossenen Sanierung wurden auch die Eigentumsverhältnisse geregelt: Die Gemeinde Reigoldswil hat am 12. Dezember 2007 die Brücke mit einem unselbständigen Baurecht übernommen, nachdem sie sich bereits am 17. Januar 2001 dazu bereit erklärt hatte und zusagte, zukünftig für deren Unterhalt zu sorgen, falls der Gemeinde für die Sanierung keine Kosten anfallen würden. Die Gemeinde Reigoldswil stimmt auch der Unterschutzstellung sowohl als Eigentümerin als auch als Standortgemeinde mit Schreiben vom 7. Januar 2008 zu. Der Regierungsrat schliesslich stellte sie am 19. Februar 2008 unter kantonalen Denkmalschutz.

Sanierung

Die Grundlage für die Sanierung der Brücke bildete ein gemeinsam mit dem Steinmetz- und Bildhauerverband Nord-

westschweiz, dem Statiker und der Kantonalen Denkmalpflege ausgearbeitetes Sanierungskonzept. Dieses sah vor, die Brücke für die Arbeiten mit einem Gerüst zu stützen, die deformierten Bereiche abzubauen und, nach dem Anpassen des Gerüsts zur ursprünglichen Bogenform, wieder einzubauen. Das Konzept wurde auch von der Abteilung Wasserbau des Tiefbauamts genehmigt. Im Sommer 2007 konnte die Sanierung durch den Steinmetz- und Bildhauerverband unter Aufsicht und fachlicher Begleitung der Kantonalen Denkmalpflege durchgeführt werden. Zur Sicherheit der Arbeitenden und der Brücke selbst wurde mit Beginn am 2. Mai 2007 die Hintere Frenke einige Meter oberhalb der Brücke mit einem Schutzdamm aus grossen Quadersteinen und einem Durchlass versehen.



Abb. 5.5: Der Schutzdamm mit dem Durchlass.

Durch diesen Durchlass sollte nach der Berechnung des Ingenieurs maximal so viel Wasser durchfliessen können, wie es der Querschnitt unter dem Gerüst noch erlaube. Für allfällig zusätzliches Wasser wurde ein Überlauf in der rechten Uferböschung angelegt. Das Gerüst – und damit die ganze Brücke – sollte auch bei einem unerwarteten Hochwasser nicht weggespült werden können. Diese Vorsichtsmassnahme er-



Abb. 5.6: Beim Hochwasser vom 15. Juni 2007 leitet der Damm das überschüssige Wasser über die Uferböschung. (Foto: Steinmetz- und Bildhauerverband Nordwestschweiz)

schien gerade auch aufgrund der aktuellen Wittertendenzen als angemessen und war in weiser Voraussicht geplant, denn das Hochwasser trat prompt ein. Die Arbeiten an der Brücke selbst begannen mit dem Erstellen eines Stützgerüsts nach den Vermessungsplänen des Ingenieurs, das die Brücke während der Sanierung trug. Als Lehrgerüst¹⁴ sollte es nach einer Korrektur



Abb. 5.7: Ein Gerüst stützt von Arbeitsbeginn an den Brückenbogen.

die rekonstruierte Bogenform nachbilden, auf dem der Wiederaufbau erfolgen konnte. Es wurde aus Holz gezimmert und ruhte auf im Bachbett abgestützten Stahlträgern. Nach dieser Sicherung wurde die Erd- und

Mergelschicht auf der Brücke zuerst mit einem Kleinbagger, dann in aufwändiger Handarbeit abgedeckt. Dadurch wurden gleich die Gewölbesteine der Brücke sichtbar, denn es zeigte sich, dass kein älterer Fahrbelag vorhanden war. Von der aufgedeckten Konstruktion wurde eine fotografische Dokumentation erstellt, bevor die ersten Werksteine – mit Nummern versehen – aus dem Verband gelöst und seitlich in einer für den Wiederaufbau günstigen Anordnung gelagert wurden. Auch der Betonpfropfen, der seit einer früheren Sanierung eine eingesunkene Stelle ausfüllte, wurde wieder entfernt. Nach dem Abtragen aller Werksteine in den deformierten Bereichen der Randzonen – rund drei Viertel des Gewölbes konnte belassen werden –



Abb. 5.8: Die bergseitige Bogenaussenseite nach dem Wiederaufbau. Die drei im Bild sichtbaren Läufersteine mussten ersetzt werden, da die alten Steine zerdrückt waren.

wurde das Lehrgerüst durch Anheben und Aufschriften so angepasst, dass wieder die originale Bogenform entstand und die Deformationen eliminiert wurden. Anschließend konnten die originalen Steine wieder an ihrem angestammten Platz eingesetzt werden. Einzelne Steine, die zu stark beschädigt waren, mussten durch neue ersetzt werden. Ersatzsteine derselben Gesteinsart lieferte der Steinbruch der Firma Fontarocca in Reigoldswil. Zur einfacheren Handha-

bung der Steine wurde eine Schienenkonstruktion mit einer Laufkatze und einem Kettenzug eingesetzt. Das Wiederaufmauern begann mit den Bogenaussenseiten. Hier wäre es aus heutiger Sicht nicht fachmännisch gewesen, die bearbeiteten Werksteine ohne Fugen zu versetzen, da der Druck auf die Ecken und Kanten zu hoch werden könnte und kleinste Bewegungen, wie sie z.B. durch die täglichen Temperaturschwankungen von Tag und Nacht auftreten, schon kurzfristig wieder zu Rissen und Ab-



Abb. 5.9: Der talseitige Seitenbogen nach dem Wiederaufbau.

platzungen an den Steine führen könnten. Nachdem die Bogenaussenseiten durchgehend mit 3 mm breiten Fugen versetzt waren, wurde die Seitenbögen – ebenfalls auf kleinen Lehrgerüsten ruhend – angesetzt



Abb. 5.10: Die Steine werden auf dem Leergerüst neu positioniert.

und die Gewölbesteine im Inneren wieder eingemauert. Bei zu schlechtem Zustand der Originalsteine wurden auch hier neu gebrochene und vor Ort zugehauene Steine verwendet. Die Fugen der verbliebenen Steine in der Mitte der Brücke wurden zu-



Abb. 5.11: Ausfugen und Auffüllen mit kleinen Steinen.

erst von Hand und dann, um die Erde auch aus engen Zwischenräumen entfernen zu können, mit einem Saugwagen gereinigt. Anschliessend wurden die gereinigten Fugen ausgemörtelt und wieder mit verschiedenen grossen Keilsteinen ausgemauert. Das Ausmauern und Ausfugen zwischen den Gewölbesteinen erfolgte bis zu einer Höhe, die verhindert, dass Wasser in Vertiefungen stehen bleiben und in die Konstruktion eindringen kann. Aufgrund der beschränkten finanziellen Mittel war es nicht möglich, einen vor Ort nach Rezept angemischten Mauermörtel nach historischem Vorbild zu verwenden, so dass nach Absprache mit dem Ingenieur und der Kantonalen Denkmalpflege der Trasskalkmörtel maxit mur 956 eingesetzt wurde.

Drei Ereignisse während den Sanierungsarbeiten verdienen besondere Erwähnung. Für Auffahrt am 17. Mai 2007, den Bannstag von Ziefen, haben die Steinmetze einen Laufsteg über den teilweise abgebauten und offen liegenden Brückenbogen errich-



Abb. 5.12: Die Bütschenbrücke nach der Sanierung.

tet, damit die Ziefner bequem über die Brücke wandern und ihre Grenzen abschreiten konnten und gleichzeitig einen Einblick in die von ihnen grosszügig mitgesponserte Arbeit erhielten. Am 6. Juni 2007 setzten Vertreter des Steinmetz- und Bildhauerverbands, der Gemeinden, der Sponsoren und der Kantonalen Denkmalpflege in einer Art Grundsteinlegung eine Blechkiste mit Informationen zur Sanierung und zur Geschichte der Brücke sowie zu den beteiligten Parteien in eine Aussparung zwischen den Gewölbesteinen. Am Nachmittag des 15. Juni 2007 stieg nach intensiven Regenfällen der Wasserpegel der Hinteren Frenke so hoch an, dass der Durchlass im Damm nicht mehr alles Wasser schlucken konnte und das Wasser an der vorbereiteten Stelle über das rechte Ufer trat. Innert weniger Minuten verwandelten sich die Wiese und das folgende Maisfeld in einen zehn Meter breiten Bach. Das Wasser im Bach unterhalb des Damms, das den Durchlass passiert hatte, reichte bis knapp

unter die Stahlträger des Lehrgerüsts, was die Berechnung des Ingenieurs aufs Beste bestätigte. An der Brücke und am Lehrgerüst entstanden keine Schäden.

Nach dem Abbinden des Mörtels konnte das Lehrgerüst abgebaut und Fehlstellen im Bereich der Widerlager von unten geflickt, offene Fugen mit Mörtel verfüllt sowie überflüssiger Mörtel, der durch die Fugen auf die Lehrschalung floss und an der Untersicht kleben blieb, entfernt werden. Alle optisch störenden Fehlstellen an den Bogenaussenseiten wurden aufmodelliert und die neu gesetzten Mauersteine überarbeitet. Auch die trocken vermaurerten direkt an die Brücke anschliessenden Ufermauern wurden überprüft und wo nötig ausgebessert. Als bisher letzte Arbeit erfolgte Ende Juni 2007 das Einbringen des Deckbelags aus Reigoldswiler Mergel. Er wurde im Bereich der historischen Fahrbahn, also diagonal über die Brücke, eben eingebracht. Die

den kleinen Seitenbögen gegenüberliegenden Seiten wurden bis an die ca. 3 m breite Fahrbahnfläche angebösch. So kann das Oberflächenwasser auf zwei Seiten abfliessen. Der Mergel wurde mit Schaufeln verteilt und nach jeder Schicht mit einem Stampfer von Hand komprimiert.

Da keine Hinweise auf eine frühere Brüstung vorhanden waren, wie man sie aufgrund des Projektplans von 1821 vermuten könnte, wurde darauf verzichtet, einen nicht bekannten seitlichen oberen Abschluss wieder herzustellen. Nur die vor der Sanierung vorhandenen Steine bzw. Ersatzsteine, wenn die Originalsteine zu beschädigt waren, wurden verwendet. Die Hoffnung, dass der sehr lehmhaltige Reigoldswiler Mergel die Oberfläche der Brücke genügend abdichten würde, wurde leider nicht erfüllt. Nach den ersten grossen Regenfällen zeigte sich, dass zuviel Wasser durch den Mergel und die Steinkonstruktion sickerte und an der Unterseite wieder austrat, so dass im Frühjahr 2008 eine Abdichtungsfolie in den Mergelbelag eingebracht wird. Diese Massnahme drängt sich umso mehr auf, als der Regierungsrat einem Einsprecher Recht gab, der das von der Kantonalen Denkmalpflege erwünschte und Gemeinde verhängte Fahrverbot beanstandete. Der Regierungsrat liess sich von der ursprünglichen Benutzung leiten, nämlich

Pferdegespanne wie z.B. von Botenwagen, und vertrat die Auffassung, die Brücke könne, wie es ursprünglich ihre Aufgabe war, auch heute Fahrzeuge von geringem Gewicht bei niedriger Geschwindigkeit tragen. Diese Auflage führt dazu, dass die Abdichtung aufgrund der zu erwartenden Belastung nun in Sand verlegt wird.

Dank

Mit knappen Geldmitteln, die durch Sponsoren zusammengetragen wurden, ist es gelungen, eine etwas abseits gelegene, aber historisch bedeutsame Brücke vor dem Verfall zu retten. Ein einfaches Konzept, das keinen grossen Maschineneinsatz, sondern viel feinfühliges Handarbeit erforderte, konnte dank dem Einsatz des Steinmetz- und Bildhauerverbands Nordwestschweiz erfolgreich umgesetzt und mit Fotos und Zeichnungen¹⁵ dokumentiert werden. Dem Steinmetz- und Bildhauerverband, vor allem dessen Präsidenten und umsichtigen Bauleiter bei der Brückensanierung, Peter Thommen, der Gemeinde Reigoldswil, allen Sponsoren und den lokalen Firmen, die die fremd vergebenen Arbeiten ausführten, sowie vor allem Herrn Preiswerk, der unermüdlich auf den desolaten Zustand dieses vergessenen Kulturguts aufmerksam machte und bei der Sponsorsuche half, sei herzlich gedankt.

6. Zur Typologie und Siedlungsentwicklung von Oberbaselbieter Bauernhäusern

Neue Erkenntnisse aus der Bauinventarisierung (BIB)

Im Jahre 2007 hat der Bauinventarator mehrere Gemeinden im Südosten des Kantons besichtigt und deren Schutzobjekte dokumentiert. Während in den Gemeinden Eptingen, Läuelfingen und

Känerkinden nur wenige qualitativ gute Landwirtschaftsbauten erhalten sind, sorgen in den Gemeinden Diegten und Häfelfingen zahlreiche typische Bauernhäuser für ein unverwechselbares Ortsbild.

Geschlossene Häuserzeilen in Diegten

Das Ablaufen der Gemeinde Diegten verlangt Ausdauer und gutes Schuhwerk, denn das Strassendorf erstreckt sich auf fast zwei Kilometern Länge entlang dem Diegterbach bis an den Fuss des Belchens. Von Norden nach Süden ist die Gemeinde in die fünf Ortsteile Nieder-, Schloss-, Mittel-, Mühle- und Oberdiegten unterteilt. Heute sind die einzelnen Quartiere nicht mehr abgetrennt. Die Zwischenräume sind mit Einfamilienhäusern und Siedlungen jüngerer Datums überbaut worden. Im Jahre 1680 bestand Oberdiegten aus einer Ansammlung von unterschiedlich grossen Bauernhäusern, die sich längs der Hauptstrasse und einer Querstrasse (heutige Bennwilerstrasse) traufständig aufreichten. Die Zeichnungen des Basler Geometers Georg Friedrich Meyer aus dem Jahre 1680 dienen als wertvolle und präzise Dokumentation des damaligen Baubestandes. Auffallend ist das Nebeneinander von Steinhäusern mit Ziegeldächern und Holzhäusern mit gewalmten Strohdächern. 1762 verlangte die Bauordnung, dass die Dächer statt mit Stroh einheitlich mit Ziegeln bedeckt werden. Gleichzeitig musste man aus Brandschutzgründen Tür- und Fenstergestelle in Stein statt in Holz ausführen. Schon 1536 verordnete die Basler Behörde das verdichtete Bauen, dass «die Hüser enanderen nach schnurschlecht unnd nit mer eins für das ander, wie bisher beschehen»¹⁶ gebaut werden. Die geschlossene Bauweise erfolgte zuerst in den Städten, wie das Beispiel von Waldenburg zeigt. Die Gründe für die verdichtete Bauweise liegen vor allem im einstigen Flurzwang (Bauen innerhalb eines umzäunten Dorffetters) und den strengen Vorschriften der Stadtherren. Die aneinandergereihten Häuser sind nur durch eine gemeinsame Brandmauer getrennt. Einzelhöfe ausserhalb des Dorfes entstanden nach Aufhebung des Flurzwanges im Jahre 1829.



Abb. 6.1: Ansicht Oberdiegten von G. F. Meyer, 1680. Eine Ansammlung von unterschiedlich grossen Bauernhäusern.

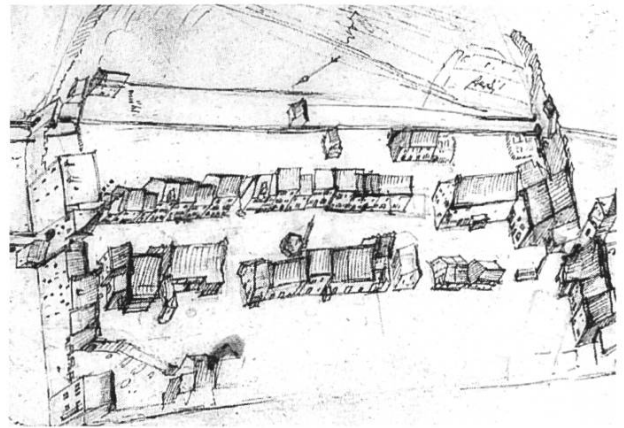


Abb. 6.2: Ansicht Waldenburg von G. F. Meyer, 1680: geschlossene Bauweise längs der Hauptgasse.

Die Posamenterei verlangte bauliche Veränderungen

Im Jahre 1698 zählte das Dorf Diegten 307 Einwohner. Mit der Posamenterei, die im 18. Jahrhundert begann, ist die Bevölkerung im Jahre 1850 auf die Rekordmarke von 924 Einwohnern gewachsen. 1754 zählte das Dorf 25 und hundert Jahre später 151 Webstühle. Die Heimweberei verlangte bauliche Veränderungen: Die Stuben und ihre Fenster sind vergrössert worden. Während die zweiteilige Scheune an der Bennwilerstrasse

se 2 noch die Proportionen des 16. Jahrhunderts zeigt, ist das Wohnhaus dreihundert Jahre später um drei Achsen erweitert worden. Das Tenn liegt zwischen dem Stall und der Wohnung. Das hat den Vorzug, dass eine hygienisch saubere Trennung zwischen den beiden letzteren



Abb. 6.3: Bennwilerstrasse 2 in Diegten: Die Heimweberei verlangte bauliche Veränderungen.

möglich ist. Die Erschliessung erfolgte 1836 nicht mehr über das Tenn, sondern über einen separaten Wohnhauseingang. Die schmalen gotischen Fenster mussten grossen Biedermeierfenstern weichen. Die Fenster sind in Stein gefasst und werden mit einfachen Bretterläden ergänzt.¹⁷ Niederdiegten hat sein Ortsbild am besten bewahrt. Alle Häuser, die der Geometer Meyer im Jahre 1680 zeichnete, sind noch vorhanden. Während 1680 nur einzelne Bauernhäuser den Weg nach Känerkinden säumten, entstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein eindruckliches Ensemble von spätbarocken Bauernhäusern. Im Türsturz des unteren Hauses befindet sich die Jahreszahl 1777. Die Initialen J.B. verweisen auf den Bauherrn Jakob Buser, der als Posamenter und Geschworener registriert war. Im Baugebuch an den Landvogt ist zu lesen, dass die angebaute Scheune damals zum Haus Nr. 7 gehörte.¹⁸ Der kleine Anbau auf der unteren Seite wurde 1835 als «Gebäu-



Abb. 6.4: Känerkinderstrasse 5–7 in Diegten: verdichtetes Bauen wie in Waldenburg.

de mit Metzg und Zimmer darauf» vom Metzger Hans Jakob Grieder-Mundwiler erbaut. Die Strassenfassade ist mit grossen Posamenterfenstern streng dreiachsig gegliedert. Die anschliessende Scheune mit rechteckigen Toren wurde um 1900 erneuert. Die geschlossene und schützende Aussenhülle besteht aus einer Materialsparenden Konstruktion und einer auf der notwendigsten reduzierten Binnenteilung. Auf der Ostseite schliesst ein zweites Bauernhaus an, das auf das Jahr 1645 zurückgeht. Der Steinbau mit Ziegeldach wurde 1755 aufgestockt und in Stockwerkeigentum aufgeteilt. Ausser den zwei gotischen Fenstern im Erdgeschoss sind sämtliche Öffnungen vergrössert worden. Der separate Eingang ins Obergeschoss befindet sich heute noch auf der Giebelseite. Leicht abgesetzt folgt die aus den 1770er-Jahren stammende Scheune. Sehr schmuckvoll wirken die beiden Rundbogenportale der abgesetzten Scheune mit ihren alten Toren und den Strahlenmustern. Charakteristisch sind die geschlossenen Satteldächer, deren verschieden hohe Firste eine lebendige und eindruckliche Staffelung ergeben. Da die Sparrendächer einen geringen Dachüberstand aufweisen, wurden schon früh Aufschieblinge eingesetzt, um die geknickte Dachfläche auf



Abb. 6.5: Hauptstrasse 16 in Häfelfingen mit rundbogigen Haus- und Kellereingängen.

der Traufseite weit hinauszuziehen. Mit der späteren Strassenverbreiterung sind leider die Vorgärten und Miststöcke verschwunden.

Aufgelockerte Bebauung in Häfelfingen

Das Strassendorf Häfelfingen liegt am westlichen Fuss des Wisenbergs. Im Jahre 1680 zeichnete Georg Friedrich Meyer noch alle Häuser als strohbedeckte Holzständerbauten. Abgesehen von einzelnen gotischen Portalen und Fenstern, die auf ältere Vorgängerbauten verweisen, sind sämtliche Häuser im 18. und 19. Jahrhundert im 200-Seelen-Dorf neu erbaut worden. Innerhalb des Etters sind die Bauernhäuser längs der Dorfstrasse einzeln aufgestellt. Die abgeschiedene Lage und die damit verbundene, stagnierende Bevölkerungszahl verhinderten grössere bauliche Verdichtungen im Ortskern. Noch heute reihen sich die Bauernhäuser an der Hauptstrasse locker auf. Vom gotischen Vorgängerbau an der Hauptstrasse 16 sind die rundbogigen Haus- und Kellereingänge erhalten geblieben. Die Barock- und Biedermeierfenster sind im Jahre 1817 eingebaut worden. Weiter

oben folgt ein Wohnhaus, dessen rundbogiges Kellerportal und zwei gotische Fenster auf der Giebelseite Nordwest aus dem 17. Jahrhundert stammen. Ein jüngeres Biedermeierhaus von 1866, dessen strenge Fassadengliederung mit einem spätbarocken Stichbogenportal kontrastiert, schliesst direkt an.¹⁹ In der Kurve im Oberdorf befindet sich ein barockes Bauernhaus von 1714. Es überragt die



Abb. 6.6–6.7: Hauptstrasse 23 in Häfelfingen: barockes Bauernhaus, dat. 1714.

mehrheitlich zweigeschossigen Nachbarhäuser. Das dreigeschossige Wohnhaus ruht auf einem hohen Kellersockel mit einer rundbogigen Kellertüre. Eine einläufige Treppe führt zum erhöhten Eingang mit gotischem Schulterbogenportal. Die direkt von aussen zugängliche Haustüre mündet in einen querverlaufenden Gang. Im Innern finden wir die dreiraumtiefe Einteilung mit Stube, Küche und Keller hintereinander. Die intakten Fassaden und die innere Raumaufteilung stimmen gut überein. Im Jahre 1846 wurde das Haus renoviert und mit einem Aarauer Kachelofen ergänzt. Die Frieskacheln sind mit Vasen, Girlanden und Sprüchen sowie mit der Inschrift «Gottlieb Andres Hafner Meister älter in Aarau 1846» bemalt. 1979/80 folgte eine umfassende Renovation mit neuen Haustüren, Eichenparkettböden und Speicheröfen. Die breit gelagerte Doppelscheune bleibt ungenutzt und steht leer. Geblieben ist eine attraktive Scheunenfassade: Zwischen einem korbbogigen und einem rechteckigen Tenntor befinden sich zwei Stalltüren mit Rundbogenportalen.

Bestehende Bausubstanz sinnvoll umzunutzen, war früher eine Selbstverständlichkeit, so selbstverständlich, dass die Veränderungen heute kaum mehr erkennbar sind. Auf den ersten Blick haben sich die hier dokumentierten Vorzeigebauten in Diegten und Häfelfingen in den letzten hundert Jahren unwesentlich verändert. Auf den zweiten Blick sieht man die meistens rücksichtsvoll umgebauten Hinterseiten. Aber die aktuelle Baueuphorie macht auch vor den beiden Oberbaselbieter Gemeinden nicht halt. Immer mehr Scheunen werden umgenutzt und Dächer ausgebaut. Noch prägen die leerstehenden, mächtigen Ökonomiebauten das Dorfbild, aber wie lange noch? Die Kantonale Denkmalpflege beobachtet diesen

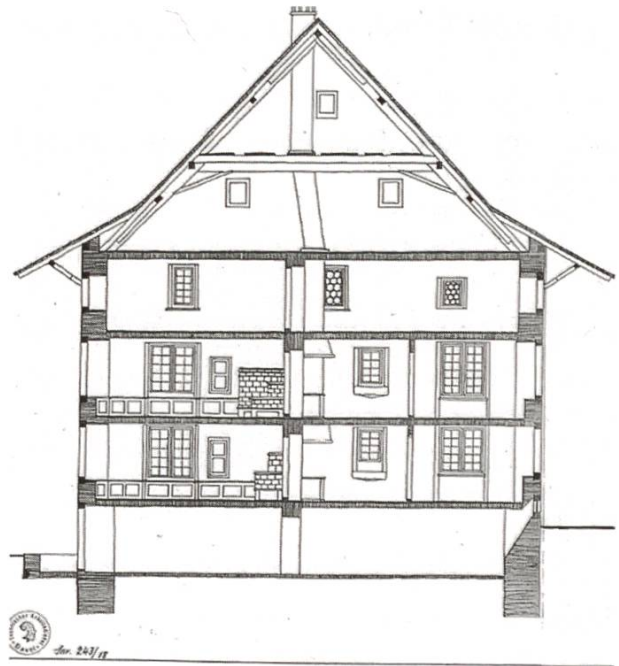


Abb. 6.8: Hauptstrasse 23 in Häfelfingen: Fassadengliederung und innere Raumaufteilung stimmen überein.

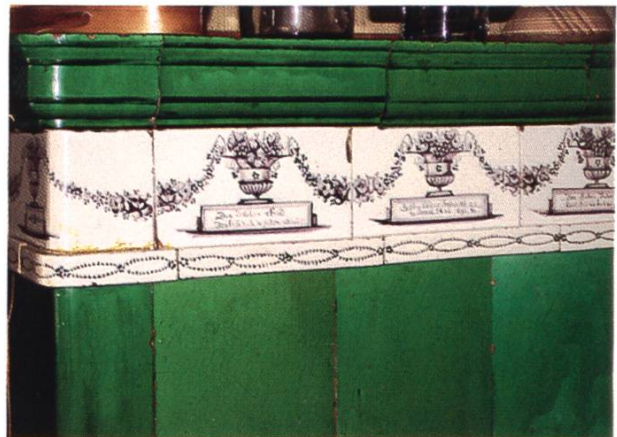


Abb. 6.9: Hauptstrasse 23 in Häfelfingen: Frieskacheln mit Vasen, Girlanden und Sprüchen.

Wandel und stellt sich der notwendigen Diskussion. Hinter den täglich zu beantwortenden Fragen zur Grösse der Dachaufbauten steht der stetig fortschreitende Strukturwandel der Landwirtschaft.

7. Der Bidergarten in Langenbruck

Die Anfänge: Das gelbe Kabinett auf dem Flühli

...«auf dem einen der von der wannenförmigen Fluh ausgehenden Berggrate liegt gerade über dem Dorfe Langenbruck auf einem Felsvorsprunge ein Kabinetchen, ausgezeichnet durch die liebeliche Aussicht, die man daselbst genießt.»²⁰



Abb. 7.1: Flühli, ehemaliges Kabinett, Stufen und Podest aus gehauenen Kalkstein.
(Foto: Johanna Strübin, November 2007)

Der Bidergarten entstand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als Umgebung des Kabinetts auf dem Flühli, eines Aussichtskabinetts westlich über dem Dorfkern von Langenbruck, damals auf Gemeindeland.²¹ Es wurde von Jakob Bider Vater (1781–1862) erstellt, dessen Haus mit Handlung am Fuss des Abhangs unterhalb des Flühli stand, und 1944 abgebrochen. Es ist schon in der ersten Wanderwegkarte, die einem Fremdenführer von 1839 beigelegt ist, eingetragen, da-

tiert also aus den Anfängen des Langenbrucker Kurtourismus.²² Das Kabinett bildete im 19. Jahrhundert das Wahrzeichen des Bidergartens, wie auf mehreren alten Ansichten zu sehen ist.

Es ist kein detailliertes Bild des Kabinetts erhalten. Der Bauplatz auf dem Felskopf des Flühli ist jedoch mitsamt den sorgfältig aus Kalkstein gehauenen Stufen der Freitreppe und Eingangspodest erhalten.

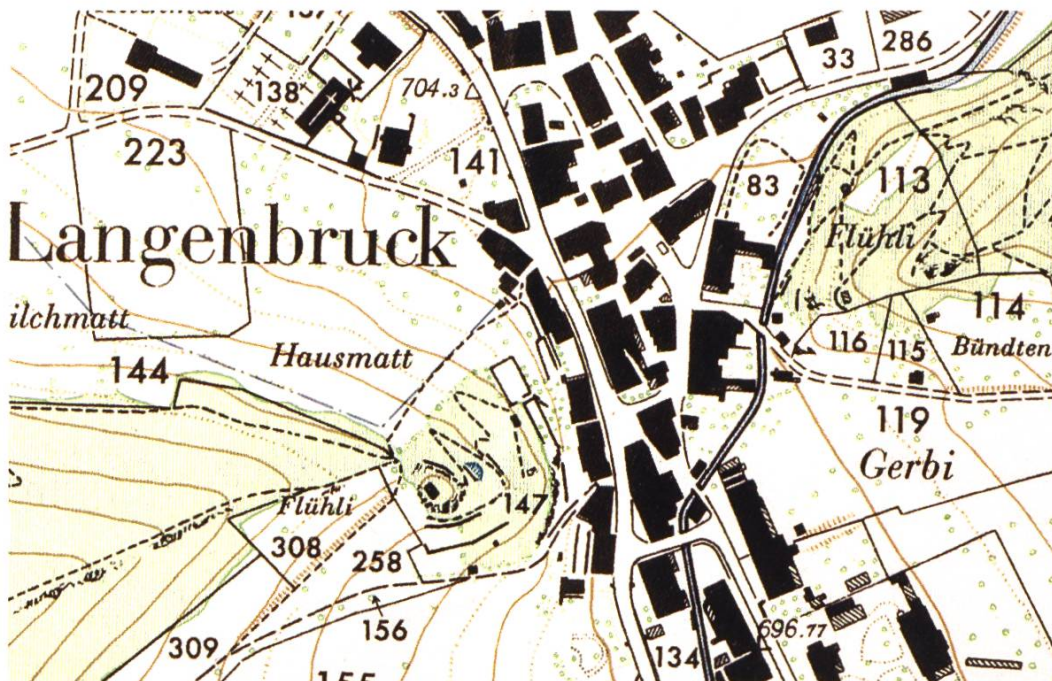


Abb. 7.2: Übersichtsplan Grundbuchvermessung Langenbruck 1935, Ausschnitt mit Dorfkern und den beiden Flühli, beim westlichen in der Bildmitte der Bidergarten-Zickzackweg zum Kabinett. Foto StA BL. (Foto: Johanna Strübin, November 2007)

Im Brandlagerbuch ist es als eingeschossiges Riegelhaus mit Schindeldach bezeichnet.²³ In Fremdenführern des späten 19. Jahrhunderts wird es als das gelbe Kabinett bezeichnet; der Verputz war damals offenbar gelb gestrichen.²⁴

Öffentliche und private Bauherren

Die Umgebungsgestaltung beim Kabinett auf dem Flühli war ursprünglich Teil eines Massnahmenpakets der Gemeinnützigen Gesellschaft von Langenbruck zur Attraktivitätssteigerung der unmittelbaren Dorfumgebung. 1841 trug sich die Gesellschaft mit der Absicht, einen Weg dahin zu erstellen, damit es von den Kurgästen benutzt werden konnte. Die mit Sträuchern bewachsene Umgebung des Kabinetts sollte, so die Absicht der Gesellschaft um 1854, allmählich in eine öffentliche Anlage verwandelt werden.²⁵ Sitzbänke wurden aufgestellt. Auf einer zeitgenössischen Graphik steht eine Pappel neben dem Häuschen.

Am Anfang der privaten Bauherrengeschichte des Bidergartens steht die bedeutendste Langenbrucker Persönlichkeit der Zeit, Martin Bider (1812–1878), Arzt, Regierungs- und Ständerat und ideenreicher und tatkräftiger Promotor des Langenbrucker Kurtourismus. 1869 kaufte er die Gartenparzelle von der Gemeinde.²⁶ Das Kabinett erscheint jedoch im Brandlagerbuch von 1852–1877 nicht als Martins, sondern als Jakob Biders (1809–1896), des Kaufmanns, Eigentum, zusammen mit dessen unten daran anstossenden Liegenschaften an der Hauptstrasse. Offensichtlich hatte Martin die Parzelle nicht für sich, sondern für seinen Bruder gekauft.

Nach allem, was heute bekannt ist, ging es Martin Bider um eine ganzheitliche

Verschönerung des Dorfes im Sinne einer zusammenhängenden Kurlandschaft mit verschiedenen Anlagen und Attraktionen für die Gäste. Dazu gehören die Wald- und Felsengärten unmittelbar über dem Dorf, das Flühli hinter Jakob Biders Pension und das Kechbrunnenflühli hinter seiner eigenen Pension auf der östlichen Seite des Dorfes. Später kamen der Kurgarten des von Martin Bider vorangetriebenen Kurhauses (eröffnet 1874) und die Gärten von privaten Gasthäusern und Pensionen dazu.

Angebote für Wanderer und «Frauenzimmer»

Der Katzenweg, der oberhalb des Flühli über den Felsgrat zur Wannensbank führt, dem nächsten Aussichtspunkt, von dem aus man die Zentralgruppe der Berner Alpen sehen kann, wird im Fremdenführer von 1860 wie alle anderen steilen Aufstiege rüstigen Wanderern männlichen Geschlechts empfohlen.²⁷

Etwas weiter hinten im Führer wird dann auch der Damen gedacht. «Indem wir auf die östliche Seite von Langenbruck übergehen, wollen wir den Kurgast zuerst auf einige nähere Punkte aufmerksam machen, die auch von Frauenzimmern zur Arbeit und Unterhaltung benutzt werden können. Es ist dies erstens das Wäldchen bei der Säge, in dessen Schatten mehrere Bänke angebracht sind, ...».²⁸ Weiter geht der Weg zum offenen Kabinett auf dem Kechbrunnenflühli auf der östlichen Seite Langenbrucks, hinter der Fremdenpension von Martin Bider.

Es galt also nicht nur, ein weites und attraktives Wanderwegnetz mit Aussichtspunkten für die rüstigen Wanderer zu schaffen, sondern in unmittelbarer Dorfumgebung auch Aufenthaltsorte für die weniger sportlichen Gäste und die «Frauenzimmer» anzulegen. Schattige Sitzbän-



Abb. 7.3: Terrasse über der Hauptstrasse mit Sophoklesstatue um 1900/1910, Foto StA BS.

ke und geschützte Plätze im Freien wurden angeboten, wo die Gäste sitzen und sich unterhalten konnten. Dies war auch die Motivation für den Bau des Kabinetts auf dem Flühli in aussichtsreicher Lage auf der Westseite des Dorfes und des Bidergartens, der darum herum entstand.

Die frühe Baugeschichte

Noch im Fremdenführer von 1860 wird der Bidergarten nicht erwähnt, jedoch das gelbe Kabinett auf dem Flühli als Ausgangspunkt der Wanderung über den Felsgrat zur Wannenbank. Ungefähre Eckdaten für die Ent-



Abb. 7.4: Treppe zu den Rasenterrassen über Stützmauern. (Foto: Johanna Strübin, November 2007)

stehungsgeschichte des Bidergarten liefern der Grundstückkauf durch Martin Bider im Jahre 1869 und die erste Erwähnung des Bidergarten im Fremdenführer von 1874.²⁹ Man darf daraus schliessen, dass der Garten in den 60er und frühen 70er Jahren des 19. Jahrhunderts angelegt wurde. Das Kabinett und der Zickzackweg allein waren schon um die Jahrhundertmitte gebaut worden.

Der Bidergarten entstand nicht in einem Zug, sondern etappenweise, und es ist nicht aktenkundig, wer an der Planung und der Ausführung des Gartens beteiligt war. Jakob Bider hatte vermutlich schon vor dem Kauf des Grundstücks im Jahre 1869 in den Garten, der direkt hinter seinen mit Fremdenzimmern ausgestatteten Liegenschaften an der Hauptstrasse lag, investiert und bis 1874, der ersten Erwähnung als Bidergarten, dessen erste Ausbautetappe realisiert. Diese fiel in die erste Blütezeit des Langenbrucker Kurtourismus in den 60er Jahren bis etwa 1875.

Die erste Ausbautetappe

Der Zugang zum Bidergarten führt von der Hauptstrasse durch ein Tor über eine laubengedeckte Treppe an der nördlichen Stirnfassade des Hauses Hauptstrasse 11, ehemals Bider'sches Haus mit Handlung, heute Stähelin, und führt zum Niveau der



Abb. 7.5: Klassizistischer Pavillon. (Foto Gertrud Vogler, Zürich. Slg. Hans Stähelin, Langenbruck)



Abb. 7.6: Weg zum Treibhaus, rechts Trockenmauer, links Steinblock in Weggabelung. (Foto: Johanna Strübin, November 2007)

über einer Stützmauer angelegten untersten Gartenterrasse. Wenig oberhalb davon liegen zwei Rasenterrassen, die über Stützmauern liegen und durch einen Treppenaufgang getrennt sind. Von dort führt der Weg unter lichtem Baumbestand zum Pavillon und teilt sich dort.

Der spätklassizistische Pavillon ist ein reizendes, grau gestrichenes Tempelchen mit Satteldach und vier Laubenbögen auf der Giebel- und Talseite. Das ehemals blau gestrichene Innere enthält zahlreiche Inschriften von ehemaligen Kurgästen, vor allem aus dem Elsass.

Rechter Hand (nördlich des Pavillons) führt ein Weg im Zickzack unter Bäumen zum Flühli, ehemals mit Kabinett, hinauf. Der Zickzackweg ist das Kernstück des Bidergartens, von der Gemeinnützigen Gesellschaft geplant und wohl auch ausgeführt. Verschiedene, z.T. aufrecht gesetzte, unbehauene Kalksteinblöcke kennzeichnen die oberen Wegbiegungen und -verzweigungen des Gartens, mehrere kleine Plätze waren ehemals mit Ruhebänken versehen (Abb. 7.6). Alte Ansichten zeigen einen üppigen Baumbestand im oberen Gartenteil.

Die zweite Ausbautetappe

Aus der Jahrhundertwende stammen mehrere Abbildungen, die nicht mehr das Flühli mit Kabinett inmitten der Juralandchaft zeigen, sondern einzelne Gartenbilder. Zu dieser Epoche gehört ein erhaltenes Eintrittsbillett und das ehemalige Kassenhäuschen, eine schicke Holzständerkonstruktion mit einfachen Verzierungen im Laubsägestil, braun und ocker gestrichen. Es stand oberhalb des Garteneingangs auf dem Niveau der untersten Terrasse. Der Bidergarten war eine reich bestückte Sehenswürdigkeit geworden, wofür Eintritt verlangt wurde.

Auf den wenigen erhaltenen Bildern, allesamt aus der Jahrhundertwende, sind mehrfach die gleichen Gartenattraktionen abgebildet. Es dürften die neueren Anlagen gewesen sein. Es sind dies der Weiher mit Spritzbrunnen und Grotte, und die parkähnliche Gestaltung der untersten Terrasse mit Sophoklesstatue. Dazu kommen Einzelmotive wie Zwergen und Drachen auf einer kolorierten Postkarte. Südländische und exotische Pflanzen verweisen auf die Existenz des Treibhauses.

Die Bilder zeigen den Garten in seiner reichsten Fassung während der zweiten Blütezeit des Langenbrucker Kurtourismus in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Damals war Arthur Bider (1864–1925), der spätgeborene Sohn von Jakob Bider, Bauherr. In seiner Handlung waren u.a. Postkarten und Fremdenführer von Langenbruck im Verkauf. Gärtner Müller, geboren um 1870, war für die Pflege des Gartens zuständig. Er hielt das Treibhaus, das im Winter mit Wasser geheizt wurde.

Grotte und Treibhaus setzen eine Wasserversorgung voraus. Vermutlich hat deren



Abb. 7.7: Grottenweiher mit Sitzplatz und Steinblock um 1900/1910. (Foto StA BS)

Bau die zweite Bauetappe mitbestimmt. Gemäss Beobachtungen des heutigen Besitzers Hans Stähelin verfügte der Bidergarten über eine eigene Wasserversorgung. Auf dem Wannengrat lag eine Brunnstube, eine Wasserleitung trat beim Flühli in den Garten und versorgte Weiher, Spritzbrunnen, Treibhaus, Brunnen. Oberhalb des Hauses Hauptstrasse 11 fanden sich Reste einer tönernen Wasserleitung.

Die erste Blütezeit des Kurtourismus dauerte bis gegen 1875. In diese Zeit dürfte die erste Ausbautetappe des Gartens fallen. Ab 1890 stellte sich ein erneuter Boom ein, der bis zum Ersten Weltkrieg dauerte.³⁰ Damit dürfte die zweite Ausbautetappe des Gartens zusammenfallen. Mit dem Krieg begann der Abstieg des Langenbrucker Sommertourismus und damit der privaten Pensionen und Gärten.



Abb. 7.8: Grottenrand, mit Farnen bewachsen, dahinter von Efeu überwachener Steinblock. (Foto: Johanna Strübin, November 2007)

Einordnung und Ausblick

Es gibt wenige Gartenanlagen, deren Motivation so klar fassbar ist wie diejenige des Bidergartens. Am Anfang stand die wirtschaftliche Neuorientierung Langenbrucks nach dem Bahnbau Basel–Olten mitsamt Hauensteintunnel, der dem Passdorf die hergebrachte wirtschaftliche Grundlage entzog. Die aus einer gebildeten Elite zusammengesetzte Gemeinnützige Gesellschaft lancierte den Kurtourismus und verschönerte das Dorf für die Gäste. Dazu setzte man in einer ersten

Phase die als attraktiv erkannte Juralandschaft in Szene und erschloss sie derart, dass die Gäste sie nutzen und geniessen konnten. Die privaten Bauherren der Familie Bider bauten darauf den Garten nach ihren eigenen Intentionen aus.

Vorbilder für den Landschaftsgarten in gebirgigem Gelände gab es ganz in der Nähe. Noch aus dem späten 18. Jahrhundert stammt die Ermitage in Arlesheim, und auf dem nahen Alpgut Bilstein hatte sich der Basler Gutsbesitzer Emanuel Burckhardt-Sarasin 1822 eine Ermitage in felsigem Gelände angelegt.

In der zweiten Blütezeit um die Jahrhundertwende wurden dann die Gärten mit ihren Attraktionen selber in Szene gesetzt und in den Fremdenführern als Sehenswürdigkeiten angepriesen. Der Bidergarten wurde besonders in seinem unteren, strassennahen Bereich immer reicher mit Attraktionen ausgestattet, die mit dem Landschaftserlebnis der Anfänge nicht mehr viel zu tun hatten. Wohl erst in der zweiten Blütezeit des Langenbrucker Kurtourismus kamen die für Kurgärten typischen Elemente wie die geometrisch angelegte Terrasse an der Hauptstrasse mit Marmorstatue, exotischen Kübelpflanzen und Blumenrabatten dazu.



Abb. 7.9: Grottengewölbe, von Moos, Farnen und Efeu überwachsen. (Foto: Johanna Strübin, November 2007)

Der Bidergarten, eine originelle Gartenschöpfung des 19. Jahrhunderts und sprechendes Zeugnis für den Langenbrucker Kurtourismus, hat viel von seiner ehemaligen Ausstattung eingebüsst: Die Statue und die meisten Gebäude sind verschwunden, die Grotte ist trocken (Abb. 7.9), Wege und Plätze liegen unter Humus und der Pavillon zerfällt. Zudem weiss man wenig von der ehemals reichen Bepflanzung. Der erhaltene Bestand verdiente jedoch eine Sicherung und allmähliche Erneuerung der prägenden Teile, die historische Anlage eine massstäbliche Planaufnahme und weiterführende Dokumentation.

8. Rittersaal und Kapelle auf Schloss Birseck bei Arlesheim – frühe Beispiele neugotischer Raumausstattung in der Region Basel

Mit dem Abschluss der Restaurierung von Schlosskapelle und Rittersaal im Frühjahr 2007 konnten zwei frühe Beispiele neugotischer Raumausstattungen in der Region Basel für die Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden. Das

Vorgehen der Restaurierung sowie Ergebnisse aus der begleitenden Forschung sollen hier kurz dargestellt werden. Ein Kunstführer durch die Schlossanlage ist in Planung.



Abb. 8.1: Schloss Birseck. Innenhof mit Rittersaal-Gebäude, Zugang zur Kapelle (Spitzbogen) und Schlossturm. Undatierte historische Postkarte, um 1910? (Sammlung August Dietrich, Arlesheim)

Entstehung der Räume

Das ins Mittelalter zurückgehende Schloss Birseck war in der Neuzeit Sitz des fürstbischöflichen Landvogts, bis 1792 französische Revolutionstruppen das Fürstbistum besetzten und den Fürstbischof, das Domkapitel und die Familie des Landvogts aus Arlesheim ins Exil trieben. Das Schloss und der seit 1785 bestehende Landschaftsgarten Ermitage blieben in der Folge nicht von Verwüstungen verschont. 1808 gelang es dem Sohn des letzten Birsecker Landvogtes, Conrad Freiherr von Andlau, Schloss Birseck und die Ermitage zu erwerben. Conrad von Andlau schätzte damals die politische Situation so ein, dass im Birseck wieder ein eigenes Herrschaftsgebiet des Fürstbischofs oder ein Schweizer Kanton entstehen wird. Unter diesem Gesichtspunkt bot sich Arlesheim als Residenz des zukünftigen «Landesherrn» an. Zusammen mit dem bewährten ersten Mitstifter der

Ermitage, Domherr Heinrich von Ligtz, liess Conrad von Andlau mit seiner Gattin Sophie geb. Schakmin in der Folge die Ermitage wiederherstellen. In den Jahren 1810/1812 liess er die auffällige Schlossanlage als Ruine konservieren und auf dem Grundstück des einstigen Palasgebäudes einen kleinen Bau mit einem «Rittersaal» errichten. Die Wände dieses Rittersaals wie auch diejenigen der Schlosskapelle liess er im damals modernen Stil der Neugotik ausmalen. Schloss Birseck gehörte von diesem Zeitpunkt zum Landschaftsgarten. Während die Schlosskapelle sich bis heute mit ihrer ursprünglichen Ausstattung weitgehend erhalten hat, erfuhr der Rittersaal – 100 Jahre nach seiner Entstehung – 1915 einen gravierenden Eingriff: Wegen des schlechten Erhaltungszustandes wurden zwei Wände abgebrochen, komplett neu aufgebaut und die Wand- und Deckenmalereien entfernt.



Abb. 8.2: Blick von Süden in den Rittersaal. In der Mitte die Zugangstür. Teilkolorierte Bleistiftzeichnung von Anton Winterlin, um 1840. (Kupferstichkabinett Basel, Inv. Skb. A 196v.127.446.p.51v)

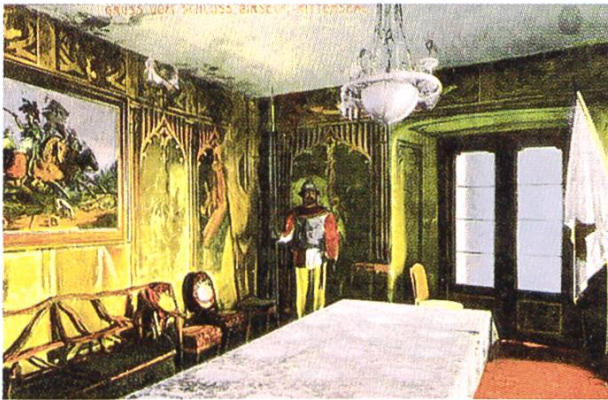


Abb. 8.3: Blick von Nordwesten in den Rittersaal. Kolorierte historische Postkarte, vor 1915. (Sammlung Familie Hänggi, Arlesheim)

Beschreibung des Rittersaals

Der Rittersaal ist in einem schlichten, einstöckigen Gebäude in der Südwestecke des Schlosshofs untergebracht und mit seinen Massen von ca. 6,40 x 5,70 x 3,20 m ein vergleichsweise bescheidener Saal. Zwei Wände sind mit grossen Glasüren durchbrochen, welche auf zwei sich in der Mauerstärke befindenden Terrassen führen. Die Wände und die Decke wurden 1810 komplett mit illusionistischer Grisaille-Malerei in neugotischem Stil dekoriert. Dabei sind die Wände nach einem einheitlichen Schema bemalt worden: Über einer Sockelzone aus Quadern stehen in regelmässigen Abständen Säulen, wel-

che durch ein Bündel von Speeren gebildet sind. Die dazwischenliegenden Wandfelder sind von verzierten Spitzbögen überfangen und zeigen Jagd- und Rittertrophäen: Rüstungsteile, Hellebarden, Waffen, Schilder, Köcher mit Pfeilen etc. Darüber verläuft ein Fries mit 20 Wappen auf Helmdecken. Diese halten die Erinnerung an all jene wach, die etwas zur Wiederherstellung von Ermitage und Schloss beitrugen, an erster Stelle Conrad und Sophie von Andlau und Heinrich von Ligertz. Auch die Decke war mit illusionistischer Malerei geschmückt. Dargestellt war eine ockerbraune Kassettendecke mit blütenbesetzten Feldern. Die Postkarte aus der Zeit vor 1915 zeigt, dass damals davon kaum mehr etwas zu erkennen war. Aus diesem Grund baute man bei der Sanierung von 1915 eine Balkendecke ein, die bis heute erhalten ist. Mobiliar wie Ritterrüstung, Sessel, Stühle und Schränkchen vervollständigten schliesslich die neugotische Raumausstattung des Rittersaals. Der originale Tonplattenboden hat sich bis heute erhalten.



Abb. 8.4: Pause auf Transparentpapier von 1915. Original Andlauerhof, Arlesheim. (Foto: Stefan Buess, Gelterkinden)

Die Restaurierung von 2006/2007

Seit 1942 war der Rittersaal mit drei grossformatigen Ölgemälden des Basler Malers Johann Jakob Miville geschmückt. So traf die Kantonale Denkmalpflege den Raum 2006 an, als sie – zusammen mit der Stiftung Ermitage Arlesheim und Schloss Birseck – Überlegungen anstellte, in welcher Form der Rittersaal der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden könnte. Zwei aussergewöhnliche Funde bewogen die Kantonale Denkmalpflege schliesslich dazu, den Rittersaal in seinem neugotischen Aussehen von 1810/1812 wiederherzustellen. Allein aufgrund der historischen Abbildungen hätte man sich nicht zu diesem Schritt entschlossen. Doch erstens fand man im Arlesheimer Andlauerhof, dem früheren Wohnsitz Conrads von Andlau, Pausen auf Transparentpapier und Karton, welche das Dekorationsschema im Mst. 1:1 festhielten. Auf den Pausen sind auch Farbangaben schriftlich festgehalten worden. Fehlstellen waren einzig bei den Wappen festzustellen. Offenbar waren diese zum Zeitpunkt der Abnahme nicht mehr lesbar. Die Pausen müssen bei der Sanierung von 1915 abgenommen worden sein mit dem Ziel, die Wandbilder wieder aufzubringen. Aus uns nicht bekannten Gründen ist dies jedoch nicht erfolgt.

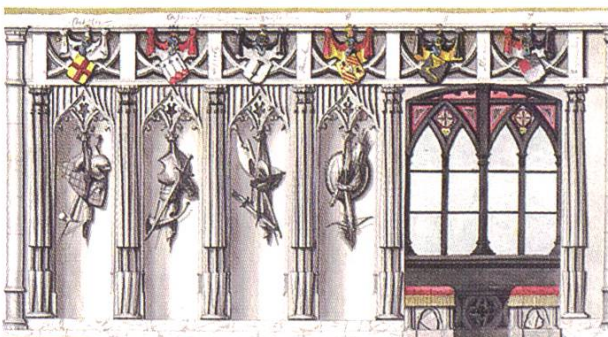


Abb. 8.5: Entwurfszeichnung zur Westwand des Rittersaals. Kolorierte Tuschzeichnung, um 1810/11. (Staatsarchiv Freiburg i. Br., U 100/1, Nr. 1256. Foto: Staatsarchiv Freiburg i. Br.)



Abb. 8.6: Rittersaal nach der Renovation.

Zweitens konnten neue Akten zum Dekorationsprogramm konsultiert werden. Im Staatsarchiv Freiburg i. Br. befinden sich zwei kolorierte Tuschzeichnungen, die Entwürfe des Arlesheimer Rittersaals und die Bildabfolge zweier Wände darstellen. Ein Vergleich der Entwurfszeichnungen mit den Kartonpausen ergab, dass die Malereien mit geringen Abweichungen entsprechend den Entwürfen und ihren Nummerierungen ausgeführt wurden. Aufgrund der umfassenden und präzisen Angaben haben sich die Kantonale Denkmalpflege und die Eigentümerin entschieden, die Malereien durch einen ausgewiesenen Fachmann wieder aufbringen zu lassen. Dabei wurde die bestehende Balkendecke von 1915 belassen und die 1915 geänderte Türöffnung so angepasst, dass die Dekoration aufgebracht werden konnte. Zu diskutieren gab das Vorgehen bei den Wappen, die nicht mit Sicherheit einer Familie zugeordnet werden konnten. Die historischen Nachforschungen haben ergeben, dass möglicherweise im Ritteraal diejenigen Familien erwähnt wurden, die im näheren und weiteren Umkreis der Familie Andlau-Schakmin standen und teilweise mit dem Wiederaufbau der Ermitage und Schloss Birseck verbunden waren. So entschloss man sich, eine hypothetische Auswahl zu treffen und diese in deutlich blässerem Farbton aufzutragen,

um so einen geschlossenen Raumeindruck zu erhalten. Wie bereits erwähnt, beziehen sich die Wappen auf die Mitstreiter des Wiederaufbaus des Birsecker Schlosses und auf Förderer der Anlegung der Ermitage: Balbina von Andlau, geb. von Staal, Heinrich von Ligertz (beide Stifter der ersten Ermitage), Conrad und Sophie von Andlau, Fürstbischof Franz Joseph Sigismund von Roggenbach oder dessen Neffen Adam Franz-Xaver von Roggenbach (legte in Pruntrut fast zeitgleich einen englischen Garten an), Conrads Schwester Maria Ottilia und deren Gatten Franz Xaver Schnewlin von Bollschweil etc. Die Tuschzeichnungen führten schliesslich gar zum Entwerfer der neugotischen Malereien auf Schloss Birseck, Benedict Freiherr von Reinach-Werth (1769–1841), einem fast gleichaltrigen Neffen Conrads von Andlau, der ebenfalls in Freiburg i. Br. lebte und ein begnadeter Zeichner und Maler von Heraldik, Landschaften und In-



Abb. 8.7: Porträt Benedict Freiherr von Reinach-Werth. Anonym, o. J., Öl auf Leinwand. 65 x 53 cm. (Standort und Foto: Freiherrlich Gayling von Altheim'sches Gesamtarchiv, Schloss Ebnet bei Freiburg i. Br.)

terieurs war. Er förderte in Freiburg talentierte Künstler und Kunsthandwerker, trug – besonders auch durch sein Engagement in der «Verschönerungskommission» des Münsters – wesentlich zum Aufleben der Neugotik in Freiburg i. Br. bei und wurde zum geschätzten Berater von Stadt und Kirche in künstlerischen Belangen. Verwandten, Freunden, Stadt und Kirche lieferte er neugotische Entwürfe, etwa für Grabmäler. Dass er in Arlesheim seine Entwürfe selbst ausführte, ist eher zu bezweifeln, doch trug er sich am 29. September 1816 im fertig gestellten Rittersaal ins Gästebuch der Ermitage ein. Im Rittersaal und in der Kapelle verewigte er sich zweifach mit seinem Wappen.

Beschreibung der Kapelle

Die im Westen des Schlosshofs gelegene Kapelle steht am Ort eines Vorgängerbaus aus dem 17. Jahrhundert und wurde nach ihrer teilweisen Zerstörung 1818 wieder errichtet. Sie besteht aus zwei Jochen, besitzt einen geraden Chorabschluss mit zwei Wandnischen und einen Tonplattenboden. Die neugotische Ausstattung mit Wandbildern, Altar und Kniebänken hat sich dank einem konstanten Raumklima und der seltenen Raumnutzung ausgezeichnet erhalten. Die Wände zeigen eine Camaïeu-jaune-Quadermalerei sowie illusionistische Architektur- und Figurenmalerei in hellen Tönen: Im Norden erscheinen seitlich eines monumentalen Spitzbogens vor einer Masswerkbrüstung die Heiligen Konrad und Sophia (Namenspatrone der Stifter), im Osten die Bistumsheiligen Kaiser Heinrich II. und Bischof Pantalus. Im Süden ziert die Kapellenpatronin Maria mit Kind über neugotischem Masswerk das Portal, das zusätzlich mit dem Wappen Reinach-Werth mit Malteserkreuz bekrönt ist. Die durchfensterte Westseite zeigt lediglich Quadermalerei,

besass aber ursprünglich farbige Glas-scheiben. Auch wenn zur Kapelle keine Entwurfszeichnungen bekannt sind, lässt sich die gesamte neugotische Ausstattung aufgrund stilistischer Übereinstimmungen und des Wappens eindeutig ebenfalls Benedict von Reinach-Werth zuschreiben.

Restaurierungen 1905, 2006/2007

1905 wurde die Kapelle unter der damaligen Besitzerin Lucie Alioth-Franck (†1907) restauriert. Bisher ist aber lediglich überliefert, dass an West- und Ostwand der Verputz von unten bis über die Wandmitte erneuert und dort die Wandmalerei rekonstruiert wurde. Im Ganzen aber blieb der Charakter der Malereien gewahrt. Die Restaurierung von 2006/2007 beschränkte sich dank des guten Erhaltungszustands der Malerei auf eine sorgfältige Reinigung und auf kleinere Retuschen. Rittersaal und Schlosskapelle auf Schloss Birseck stellen ein frühes Beispiel der Neugotik und ein sehr frühes der sakralen Neugotik im Raum Basel dar. Die Qualität der Malereien, besonders der Schlosskapelle,



Abb. 8.8: Blick auf die Nordwand der Schlosskapelle von 1818. Auch Wandmalerei, Altar und Mobiliar stammen aus dieser Zeit. (Foto: Hans-Rudolf Heyer, 1966)

ist beachtlich. Dank der Restaurierung von 2006/2007 kann der kulturhistorische Wert dieser Denkmale nun einer breiten Öffentlichkeit bewusst gemacht werden.

9. Spätgotische Ölberg-Gruppe in der Allschwiler röm-kath. Kirche St. Peter und Paul

Im Fokus

Drei Holzskulpturen, die zu einer vollplastischen Ölberg-Gruppe gehören, sind anlässlich einer mutwilligen Brandbeschädigung im Jahre 1999 ins Zentrum des Interesses gerückt. Die von der Kirchengemeinde beigezogenen Fachleute, eine Restauratorin und die Kantonale Denkmalpflege Basel-Landschaft, stuften die Figuren als sehr wertvoll ein. Im Jahre 2003 wurde die Figuren-Gruppe deshalb in das kantonale Inventar der geschützten Kulturdenkmäler des Kantons Basel-

Landschaft aufgenommen.³¹ In meiner 2005 verfassten Lizenziatsarbeit befasste ich mich näher mit dieser Figurengruppe. Die Ergebnisse dieser Forschung möchte ich hier kurz darstellen.³² Die Gruppe wird aktuell restauriert und ist nicht öffentlich zugänglich.

Literarische Quelle

Die Evangelien des Neuen Testaments dienen als literarische Vorlage für die bildliche Darstellung des Gebetes Christi am Ölberg in Jerusalem. Darin schil-



Abb. 9.1–9.3: (v.l.n.r.): Christus, Petrus und Johannes.

dern die Evangelisten Markus, Matthäus und Lukas³³, wie Jesus nach dem letzten Abendmahl vor seiner Kreuzigung mit den Jüngern zum Ölberg schreitet, das Gut Gethsemane betritt und sich mit Petrus und den Brüdern Jakobus d. Ä. und Johannes von den anderen Jüngern entfernt. Voller Besorgnis bittet er die drei Jünger, mit ihm zu wachen und geht ein wenig vorwärts. Er wirft sich nieder und betet: Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.³⁴ Betrübt stellt Jesus mehrfach fest, dass die drei nicht auf ihn gehört haben und eingeschlafen sind. Schliesslich fordert er sie im Wissen, dass sein Verräter naht, zum Gehen auf.

Beschreibung der Skulpturen

Der Allschwiler Ölberg besteht aus einer Christus-, einer Petrus- und einer Johannes-Figur. Leider hat die zu dieser Darstellung üblicherweise dazugehörige vierte Figur des Jakobus bis heute nie den Weg nach Allschwil gefunden. Alle Skulpturen und ein einzelner Kelch

sind aus Lindenholz geschnitzt und polychrom gefasst. Im Laufe der Jahrhunderte wurden die Figuren mehrmals neu gefasst, weshalb sie mehrere Farbschichten aufweisen, und die heutige sichtbare Farbigekeit nicht mit der ursprünglichen übereinstimmen muss. Christus (Höhe 130 cm, Abb. 9.1) hat sich niedergekniet, die Hände erhoben und die Handflächen zum Gebet leicht aneinander gelegt. Langes, lockiges Haar umrahmt das bärtige Gesicht und fällt in einzelnen Zapfen auf die Schultern. Leicht geöffnet scheint der Mund ein Stossgebet gen Himmel zu senden. Der Betende trägt ein weites, bodenlanges Gewand. Es hat sich durch die kniende Körperhaltung in tiefe Falten gelegt. Der Moment des sich Niederwerfens wird durch die unter dem Mantel deutlich sich abzeichnenden Beine betont. Petrus (Länge 127 cm, Abb. 9.2) ist eine liegende Figur. Die Augen geschlossen, den Kopf an die rechte Hand gelehnt, scheint der bärtige Jünger mit leicht geöffnetem Mund zu schlafen. Der Lockenkranz um sein Haupt kennzeichnet den alten Mann. Die Beine hat er leicht angewinkelt und sich mit dem stoffreichen Mantel zuge-

deckt. Darunter trägt er einen gegürteten Leibrock. Petri Attribut, das Schwert, einst von seiner linken Hand gehalten, ist leider nicht mehr vorhanden. Johannes (Höhe 97 cm, Abb. 9.3) erkennen wir am jugendlichen Antlitz. Es wird von vollem, lockigem Haar umschlossen. Der Jüngling hat seine Augen geschlossen und kauert gegen einen Fels. Alles ist aus einem Stück Holz geschnitzt. Den Mantel hat er sich hoch über die Schultern und sein Haupt gezogen, das in seiner rechten Hand ruht. Auf einem Felsvorsprung zu seiner Rechten liegt ein geschlossenes Buch. Darauf stützt er den rechten Ellbogen, und ebenso verweilt dort seine linke Hand. Bemerkenswert und äusserst kunstvoll hat der Künstler die Falten des Umhangs gestaltet.

Entwicklungsgeschichte und Funktion der Ölberge

Der Ursprung der Ölberg-Darstellung geht in die frühchristliche Zeit, ins 4. Jahrhundert n. Chr., zurück. Damals begannen die gläubigen Christen dem Leiden Christi vermehrt Beachtung zu schenken. Als eine der frühesten Darstellungen gilt die sogenannte Lipsanothek von Brescia (um 370 n. Chr.), ein Reliquienschrein mit geschnitzten Elfenbeinplatten, auf welcher Jesus lediglich zwischen zwei Ölbäumen steht. Was mit einer einfachen Andeutung des Gebets beginnt (das tatsächliche Gebet Christi im Garten Gethsemane bilden erstmals die Mosaiken von San Apollinare Nuovo in Ravenna ab [um 520 n. Chr.]), entwickelt sich im Verlauf von über tausend Jahren zu einer Darstellungsform, wie wir sie in Allschwil antreffen: dem vollplastischen Ölberg. Regional verschieden und abhängig von der Wahl des Evangeliums als Orientierung bilden die Künstler die Ereignisse am Ölberg mit einer un-



Abb. 9.4: Dieser Kupferstich von Martin Schongauer wurde prägend für die weiteren Ölberg-Darstellungen in ganz Europa.

terschiedlichen Zahl von Jüngern ab. Wir finden die Darstellungen vor allem auf Schreinen, Mosaiken und in der Buchmalerei. Seit dem 14. Jahrhundert wird die Ölberg-Szene ein fester Bestandteil der Passionszyklen und in die Tafelmalerei aufgenommen. Das Figurenprogramm steht nach einer langen Entwicklungsgeschichte nun fest. Es werden der in vertikaler Gebetshaltung betende Christus und die Jünger Petrus, Johannes und Jakobus d. Ä. und der im Lukas-Evangelium erwähnte Engel mit Kelch dargestellt. Mitte des 15. Jahrhunderts erschafft der Colmarer Martin Schongauer einen Kupferstich, der viel kopiert und prägend für die weitere Gestaltung der Ölberg-Darstellung in ganz Europa wird (Abb. 9.4). Die vollplastischen Ölberge schliesslich

entstehen im oberrheinischen Gebiet, in Süddeutschland, in der Schweiz und in Österreich vorwiegend am Ende des 15. Jahrhunderts und werden noch bis in die Zeit des Barock hergestellt. Am Oberrhein kann gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein rasanter Anstieg der Anzahl Ölberge verzeichnet werden. Dies ist glaubensgeschichtlich zu begründen. Die Zeit des Spätmittelalters ist nach schweren Jahren voller Katastrophen (Kriege, Hungersnöte, Erdbeben, Pest) stark von Religiosität und Frömmigkeit geprägt. Die Menschen suchen Trost im Glauben und finden ihn besonders in der Identifikation mit dem Leiden Christi während der Passionszeit. Diese Passionsfrömmigkeit gründet schon in der Leidensmystik des Bernhard von Clairvaux und wird von den mystischen Strömungen des 15. Jahrhunderts aufgenommen. Die vollplastischen Ölberge werden in diesem Zusammenhang zu eigenständigen Andachtsorten erhoben. Dort ist Platz für die persönliche Andacht und Auseinandersetzung mit dem Tod, aber auch für Prozessionen während der Osterfeierlichkeiten, für Predigten, Gesang und Gebet. Vielleicht dienten die Ölberge sogar als Kulisse während der Passionsspiele. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Ölberge meist in der Nähe der Friedhöfe (im Süden der Kirche) aufgestellt waren. Es wurden eigene Ölbergkapellen gebaut (Obernai im Elsass, 1517, Stans, zwischen 1480 und 1500) oder Anbauten errichtet (Stadtkirche Baden/AG). Es gab auch Ölberg-Reliefs an Friedhofsmauern oder in Nischen von Beinhäusern oder sogar auf Epitaphien, die so zum privaten Andachtsort erhoben wurden. Manche Gruppen wurden im Kircheninnern aufgestellt. Die Szenerie und die Figuren waren entweder in Stein gehauen oder wurden aus Holz geschnitzt. In manchen Regionen wurden Figuren aus Ton hergestellt.



Abb. 9.5: Obernai im Elsass, Ölbergkapelle von 1517. (Foto: Susann Moser-Ehinger, Binningen).

Herkunft, Datierung, Meisterfrage

Die Herkunft der Allschwiler Ölberg-Gruppe ist unklar. Sie wurde der Kirchengemeinde in den 1960er Jahren vom Gemeindemitglied, Arzt und Kunstfreund Dr. Josef Martin Lusser geschenkt. Er hatte die Holzskulpturen irgendwo im Elsass erworben, gab die Herkunft aber auch im selbst verfassten Schweizerischen Kunstführer von 1975 nicht preis, wo er sie ins 15. Jahrhundert datiert. Die Gruppe wurde seit 1967 im Kirchenneubau der römisch-katholischen Kirche St. Peter und Paul aufgestellt. Die fehlende Jakobus-Figur versuchte man nachträglich vergeblich zu erwerben, zuletzt 1977. Die Spuren sind heute verwischt. Die Allschwiler Ölberg-Gruppe gehört aufgrund stilistischer Vergleiche mit anderen Gruppen und Einzelfiguren, die zweifelsfrei aus dem oberrheinischen Gebiet stammen, in dieselbe Kunstlandschaft. Dies zeigt sich evident in der bewegten Faltengestaltung, aber auch in der Körperhaltung. Dem Künstler, der die Allschwiler Ölberg-Skulpturen geschaffen hat, ist es gelungen, die Figuren zu beseelen. Die Gesichtszüge vermögen den Gemütszustand individuell auszudrücken: der in Not geratene Christus, der jugendliche, noch unbeschwerte Johannes und

der alte, müde Petrus. Die Bedeutsamkeit der Situation unterstreicht der Künstler durch die intensive Faltegestaltung der Kleider. Viel Stoff wird um die Körper drapiert und derart in tiefe Falten gelegt, als wollte der Künstler die Schwere und Spannung des Momentes ins Unermessliche steigern. Die Christus-Figur unterscheidet sich von den anderen insofern, als der Künstler nicht den Stoff als Stilmittel verwendet, sondern den Körper Jesu – die unter dem Kleid sich abzeichnenden Oberschenkel – so prominent in Szene rückt, dass die spürbare Not, die unmittelbar nahende Gefahr nicht nur Jesus, sondern beinahe auch den Betrachter in die Knie zwingt. Der Künstler hat ein hohes Mass an Emotionalität erzeugt. Eine dem Christus verwandte Figur ist der Ölberg-Christus aus dem Unterlinden Museum in Colmar (Ende 15. Jh.; Abb. 9.6). Eine verblüffende Ähnlichkeit besteht zwischen dem Allschwiler und dem aus Sandstein gefertigten Johannes des Strassburger Ölbergs (um 1490). Eine dem Allschwiler Petrus vergleichbare Figur befindet sich im süddeutschen Ersingen (um 1500). Eine präzise Datierung der Allschwiler Gruppe ist schwierig, da die Zeit nach der Mitte des 15. Jahrhunderts von einem stetigen Stilwandel geprägt war. Die stilistische Nähe zu den besagten Gruppen und Einzelfiguren und die Tatsache, dass die Holz-Ölberge im oberrheinischen Gebiet vorwiegend in den Jahren 1480/90 entstanden sind, legt den Schluss nahe, dass die Allschwiler Ölberg-Figuren in einen ähnlichen Zeitraum zu datieren sind. Leider sind wenige Ölberg-Gruppen vollständig erhalten, so dass typologische Vergleiche von ganzen Gruppen schwer zu ziehen sind. Von der Komposition her kommt der Allschwiler Ölberg wohl demjenigen in Obernai sehr nahe. Die Meisterfrage ist für Allschwil nicht zu klären. Der Oberrhein war ein

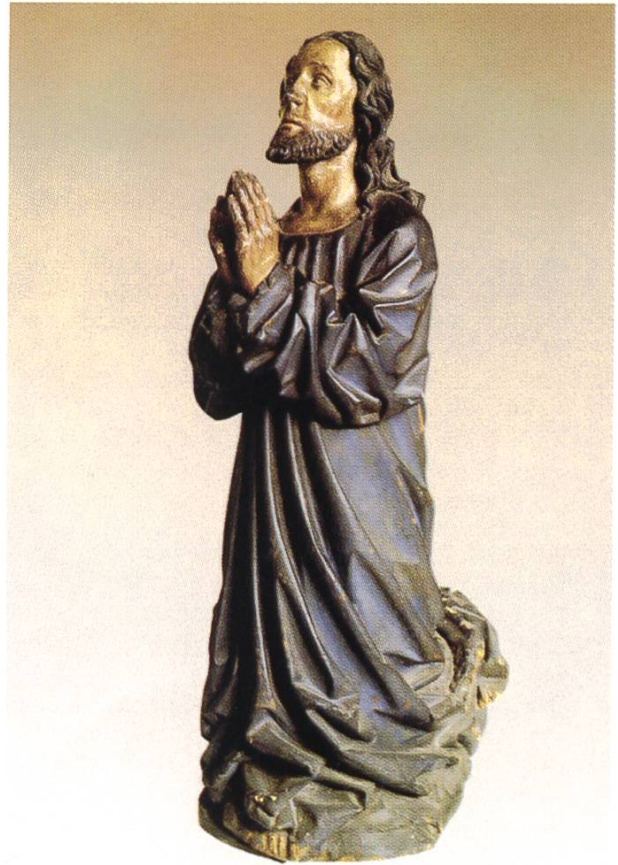


Abb. 9.6: Strassburg, Johannes am Ölberg, um 1490.

von künstlerischem Schaffen überaus reich beschenktes Gebiet mit unzähligen Künstlern und Werkstätten. Die wenigsten Werke können einem bestimmten Künstler oder einer Werkstatt zugeordnet werden, da nur wenige Werke mit Künstler- oder Werkstattname versehen sind.³⁵

Fotonachweis

Fotos ohne Quellenangabe stammen aus dem Bildarchiv der Kantonalen Denkmalpflege BL

Anmerkungen

- ¹ Behutsame Stadterneuerung, Vorgärten und Höfe, Amt für Stadtsanierung der Stadt Leipzig, 2000.
- ² Siedlungsräume, naturnah gestalten, Amt für Raumplanung, Liestal
- ³ Die Brücke zwischen Buckten und Läuelfingen ist 1810 (Inscription) von Johann Jakob Schäfer erbaut worden. Die Brücke zwischen Ormalingen und Rothenfluh ist nicht datiert, dürfte aber aus der gleichen Zeit stammen, da die an der gleichen alten Landstrasse folgende Brücke in Rothenfluh mit 181? (Zahl zerstört) beschriftet ist.
- ⁴ Diese Brücke ist 1856 gebaut worden.
- ⁵ Bei der Brücke in Läuelfingen wurde anlässlich der Sanierung 2002 eine Pflasterung aufgedeckt.
- ⁶ StA BL Lade 200/Bau 01.01.06 Einzelne Strassen und Brücken, Reigoldswil 1812–1831.
- ⁷ Heimatkunde Reigoldswil, Flurnamenkarte im hinteren Deckel.
- ⁸ Im IVS, Blatt 1087.2 ist dieser Abschnitt der alten Landstrasse noch nicht erfasst. Er gehört eindeutig zum südlich von Gorisen nachgewiesenen Abschnitt der Strecke BL 121.1 (Wasserfallen–) Reigoldswil – Bubendorf (–Liestal), Älterer Verlauf.
- ⁹ M. Schmaedecke, Eine frühneuzeitliche Strasse in Reigoldswil, in: Michael Schmaedecke, Peter Jordan (Hrsg.), Ein Schnitt durch den Jura. Geologische und archäologische Aufschlüsse beim Bau der Transitgasleitung TRG 3. Archäologie und Museum Band 43 (Liestal 2001) 111–114.
- ¹⁰ S.o. Anm. 6.
- ¹¹ Ph. Rück, Lenzburg.
- ¹² Heimatkunde Reigoldswil von 1863, StA BL, Bd. 6, S. 446ff.
- ¹³ Freundliche Mitteilung von Michael Blatter, Staatsarchiv BL.
- ¹⁴ Ein Lehrgerüst ist eine meist hölzerne Hilfskonstruktion, die beim Mauern von Bögen und Gewölben verwendet wird.
- ¹⁵ Die Dokumentation ist bei der Kantonalen Denkmalpflege hinterlegt.
- ¹⁶ Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt. Basel 1999, Seite 69.
- ¹⁷ Bauinventar Kanton Basel-Landschaft (BIB), Gemeinde Diegten, November 2007, Seite 8.
- ¹⁸ Heimatkunde Diegten, Liestal 1996, Seite 184.
- ¹⁹ Bauinventar Kanton Basel-Landschaft (BIB), Gemeinde Häfelfingen, September 2007, Seite 4.
- ²⁰ Langenbruck als Kur- und Erholungsort, 3. vermehrte Aufl., Basel, Langenbruck 1874, S. 131.
- ²¹ Beatrice Schumacher, «Auf Luft gebaut», Die Geschichte des Luftkurortes Langenbruck 1830–1914, Liestal 1992, S. 70–71.
- ²² M. Bider, Langenbruck als Kur- und Erholungsort, Basel, Langenbruck 1839, mit schematischer Reliefkarte.
- ²³ Brandlagerbuch Langenbruck 1852–1877, C3 3.0, StA BL.
- ²⁴ Wie Anm. 1, S. 83.
- ²⁵ Wie Anm. 21, S. 69–73.
- ²⁶ Wie Anm. 21, S. 71, Anm. 144.
- ²⁷ Langenbruck als Cur- und Erholungsort, Basel, Langenbruck 1860, S. 11.
- ²⁸ Wie Anm. 27, 16/17.
- ²⁹ Wie Anm. 20.
- ³⁰ Beatrice Schumacher, «Das Juwel im Etui», Langenbruck und sein Bild als Kurort um 1900, in: Baselbieter Heimatbuch 18, Baselland zwischen CH91 und EG92, Liestal 1991, S. 315–334.
- ³¹ BZ, 20. 2. 2003, S. 20 und 17. 7. 2003, S. 16; BaZ, 26./27.4.2003, S. 37.
- ³² Spätgotische Ölberg-Gruppen am Oberrhein – Beispiele aus Allschwil, Rheinfelden und Magden, Universität Basel 2005.
- ³³ Markus 14, 26–42, Matthäus 26, 30–46, Lukas 22, 39–46, kurz auch Johannes 18, 1–14.
- ³⁴ Matthäus 26, 39.
- ³⁵ Literatur (Auswahl):
Bergmann, Uta. Der Ölberg in Stans. Ein Zeugnis spätmittelalterlicher Frömmigkeit, in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald und Zug, 142. Band, Stans 1989, S. 5–48.
Fuchs, Monique. Les monts des oliviers sculptés sur le Rhin Supérieur aux XV^{ième} et XVI^{ième} siècles. Mémoire de maîtrise U.S.H.S., Strasbourg, 1978 dactyl.
Munk, Dieter. Die Ölberg-Darstellung in der Monumentalplastik Süddeutschlands. Untersuchung und Katalog. Diss., Tübingen 1968.
Lusser, Josef Martin; Murbach E. Allschwil. In: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Hg.). Schweizerische Kunstführer 171, Basel 1975.